Bethmann-Tirpitz-Ludendorff

Regierung und Nebenregierung

Von

Bernhard Guttmann

und

Rudolf Kircher

Frankfurt am Main

Druck und Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

1919

Inhalt.

Bethmann Hollweg, Tirpitz, Ludendorff — in diesen drei Männern hat sich das deutsche Schicksal am sichtbarsten verkörpert. Käme es uns in diesen Zeilen darauf an, die Geschichte des deutschen Unheils zu schreiben, so könnte weder die knappe Auswahl von drei Männern noch der enge Raum weniger, für das Bedürfnis einer politischen Tageszeitung geschriebener Aufsätze genügen. Diese Broschüre enthält nur die Sammlung einiger Artikel, die ohne Bezug aufeinander geschrieben und in der Zeit zwischen dem 31. August und dem 8. Oktober in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht worden sind. Die Gelegenheit dazu ergab sich aus dem Erscheinen der bekannten Kriegsbücher dieser drei in schwerer Zeit führenden Deutschen. Aber die gewaltige, wenn auch verschiedenartige Bedeutung jeder der drei Männer für die deutsche Politik und Kriegführung bringt es mit sich, daß die kritische Lektüre ihrer Bücher einer Betrachtung der tiefsten Probleme unserer neudeutschen Geschichte gleichkommt. So ergab sich trotz mancher Verschiedenheit der Aufsätze doch eine einheitliche Linie: ein Querschnitt, der die Kernfragen der deutschen Außenpolitik der vergangenen Epoche und der Kriegszeit aufdeckt und damit die wichtigsten der Kanäle wenigstens durchblicken läßt, in welche die Sonde des politischen Kritikers gesenkt werden muß.

Wollen wir die Fehler der Vergangenheit in der Zukunft vermeiden, so müssen wir uns mit voller Klarheit bewußt werden, daß die deutsche Katastrophe letzten Endes der Zusammenbruch eines Systems gewesen ist. Denn die deutsche Politik ist nicht nur auf falschen Wegen und zu falschen Zielen geführt worden, sondern sie war das Ergebnis politischer Anarchie, eines unaufhörlichen Ringens verschiedengearteter Gewalten, eines oft mit kleinsten und niedrigsten Mitteln geführten Kampfes zwischen der rechtmäßigen Regierung, die doch wahrhaftig keiner Intrigen hätte bedürfen sollen, um ihren legitimen Machtanspruch zu befriedigen, und einer militärischen Nebenregierung. Die Zwiespältigkeit war vollkommen und überall. Aus ihr erklären sich die Halbheiten, das Groteske, Ungereimte, Sprunghafte unseres außenpolitischen Auftretens, und daraus hat auch der so verderbliche Eindruck der Unehrlichkeit immer wieder Kraft gewonnen. Trotz autokratischer Erscheinungsformen und den aufdringlichen Aeußerungen des „persönlichen Regimentes" hat es das alte, nunmehr im Zusammensturz zerbrochene System nicht vermocht, der Reichsregierung auf die Dauer so viel Kraft zu sichern, daß sie den

Sieg über die militaristischen Nebenregenten vor dem Kriege und in ihm hätte davontragen können. Der Vorwurf, diesen gefahrenreichen Zustand geduldet und ihm durch persönliche Schlaffheit Vorschub geleistet zu haben, ist die erste und grundsätzliche Anklage, die gegen den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg als den verfassungsmäßigen Führer des deutschen Volkes zu erheben ist. Hier ist das πρῶτον ψεῦδος. Denn ohne Bethmann wäre weder die Richtung Tirpitz noch die politische Usurpation Ludendorffs möglich gewesen.

Darum ist es kein Zeichen von Einsicht, wenn sich manche darüber wundern, daß gerade demokratische Politiker, die Herrn v. Bethmann besonders im Kriege aufs nachdrücklichste unterstützt haben, nunmehr als seine schärfsten Ankläger aufgetreten sind. Die Demokratie hat Herrn v. Bethmann Hollweg wirklich nicht um seiner schönen Augen willen geliebt — aber sie sah sich, zumal im Kriege, vor die Notwendigkeit gestellt, sich entweder für die legitime Regierung oder für die militaristische Nebenregierung zu entscheiden. Sie sah in der Person des Kanzlers das kleinere Uebel. Niemals hatte die Demokratie unter der Herrschaft des alten Systems die Wahl zwischen Bethmann und einem Politiker, den sie diesem hätte vorziehen können — immer hieß die Frage: Bethmann oder Tirpitz, Bethmann oder ein General, allenfalls: Bethmann oder Bülow. Daraus ergab sich die Frontstellung, denn einen innerpolitischen Sieg der militaristisch-annexionistischen Richtung während des Weltkriegs konnte sich die Demokratie niemals anders als in untrennbarer Verbindung mit der sicheren Niederlage vorstellen. Daß diese Problemstellung richtig war, wird man an Hand der Aufsätze dieses Heftes unschwer feststellen können. Heute ist es nicht mehr die Aufgabe, Herrn v. Bethmann Hollweg gegen die Nebenregenten zu schützen — heute können und müssen wir ihn betrachten wie er ist und wie er sich selbst in seinem Buche über den Krieg und seine Vorgeschichte uns darstellt.

Gleichviel, ob wir die „Betrachtungen" des Kanzlers zur Hand nehmen oder die „Erinnerungen" des Großadmirals oder des Generals —, das Ergebnis ist bei allen das gleiche: wer Illusionen über einen dieser drei führenden Köpfe hatte, wird, spätestens wenn er ihre Bücher liest, erkennen müssen, daß es nur einen Trost und eine Hoffnung für das deutsche Volk gibt: den unerschütterlichen Glauben an die Zukunft, an eine Zeit, in der das Volk ungehemmt durch ein ödes System, ungehemmt durch eine entartete Herrenkaste und unbeschwert durch die Last eines verlorenen Krieges die unerschöpflichen Kräfte seiner gesunden Natur frei zu entfalten vermag.

R. K.

Bethmann Hollweg.

Wenn ein neuer Plutarch vergleichende Charakteristiken solcher Staatsmänner schriebe, die große Reiche in der Periode des Unterganges regiert haben, dann mag diesem Buche, das lesenswert und lehrreich sein könnte, der Kopf des fünften deutschen Kanzlers als Titelbild und Symbol vorangestellt werden. Denn ohne Zweifel war er der beste aller Minister, die ihr Volk auf dem Wege zum Ruin geführt haben. Noch mehr, er war im Guten und Schlimmen der echte Vertreter seines Volkes, vielleicht der Beste, den dieses Volk an diese Stelle zu entsenden hatte. Im Grunde ist sein Los entsetzlich: Ein Mann ohne Laster und mit vielen vorzüglichen Eigenschaften ausgestattet, der durch die Gesamtheit seiner Anlagen das Verderben bewirkt, weil er in sich nicht die Kraft findet, es zu hindern. Ein Zufall mag ihn an die Spitze gehoben haben; Bethmann Hollweg selber war kein Zufall, war vielmehr in dem, was er verfocht und was er recht getan, Typus, und zwar ein guter Typus, Auslese seines Volkes: Der Deutsche von 1914, wie spätere Geschlechter vielleicht finden werden. Der ideale Beamte — hatte das deutsche Volk mehr zu geben? Mehr wäre ein ganz seltener Glücksfall gewesen; weniger hätte es sein können, war es vor ihm gewesen, seitdem Caprivi weggeschickt worden war. Nein, der Mann war unser Schicksal in jedem Sinne. Und wenn wir von ihm lesen und von seinem unerhörten Schiffbruch, so wollen wir sprechen: nostra culpa, nostra maxima culpa!

Dieser Mann schreibt „Betrachtungen zum Weltkriege“; erschienen ist der erste Teil „Vor dem Kriege“. Ein Wort über das Buch, als Buch, zuvor. Ich habe es nicht mit großen Erwartungen in die Hand genommen, denn der ideale Verwaltungsbeamte muß den Schriftsteller, wenn der ja vorhanden gewesen ist, längst ertötet haben. Mit: möchte — verlautete — nicht, daß ich gewollt hätte — andererseits — insofern — und mit dem Geiste, der in solchem Fleisch steckt, macht man keine guten Bücher. Einen verschleierten, negativen, stumpfen Stil hat dieses Werk; man hat beim Lesen einen Geschmack, wie wenn man Watte kaute. Wahrscheinlich würde Herr v. Bethmann seinem Andenken besser genützt haben, wenn er geschwiegen hätte, wie Benedek nach Königgrätz. Einer,

dem das Unglück die Sprache verschlagen hat, könnte immerhin manches zu sagen haben. Jetzt sieht man, daß er wirklich nicht viel zu sagen weiß; ach, es ist wenig genug. Daß dieser Sterbliche nicht rasend wird über allem, daß seine Worte nicht wie ein tosender Gießbach von leidenschaftlicher Selbstanklage, Aufschreien zu den Göttern, Flüchen gegen die Verderber dahinrollen, daß vielmehr alles ganz gefaßt und ruhig plätschert, ein seichtes Wässerlein, das ist wahrlich zum Verwundern. Er war es doch, der nächst dem erblichen Gebieter — „einer soll Herr sein und der bin ich!“ — das deutsche Volk in der Stunde des Unglücks führte, dieses Volk, das vor kaum fünf Jahren an der Tafel saß wie der reiche Mann und das nun erbärmlich vor der Türe liegt, ein armer Lazarus. Warum überhaupt führte dieser Herr v. Bethmann, warum gerade er, woher nahm er das Recht? Kein Wort darüber bei ihm. „Als mir Fürst Bülow bei seinem Rücktritt vom Amte im Juli 1909 die Geschäfte des Reichskanzlers übergab, entwarf er mir in eingehenden Gesprächen eine Schilderung der auswärtigen Beziehungen Deutschlands.“ So fängt das Buch an. Ein Reichskanzler gibt die Geschäfte ab, ein anderer übernimmt sie. Wie das zugeht, was das Volk davon denkt, davon ist nicht die Rede. So war dieser politische Zustand.

Der Autor und sein Regierungsideal enthüllen sich auf jeder Seite. Die Politeia des Herrn von Bethmann Hollweg ist das Regiment einer gebildeten, anständigen, korrekten Bureaukratie, die den Lärm und Staub der Straße, die Parteien und vor allen Dingen die Aufregung verabscheut. Nur keine Kämpfe, das ist das Schlimmste! Man möchte leben und verwalten wie in der früheren guten Zeit, wo das Regieren in dem vornehmdienstlichen Meinungsaustausch zwischen verschiedenen Ressorts bestand, wo es keine Demagogie und keine Massenpresse gab. Unbequeme Dinge, aber wer sie nicht versteht, wer dieses ganze demokratische Wesen mit seiner Hochspannung und Leidenschaftlichkeit kühl ablehnt, der versteht den modernen Staat gar nicht und taugt nicht zu seinem Führer. Ueberall kommt diese Hilflosigkeit zutage. An der sozialdemokratischen und demokratischen Presse wird mit ernster Miene gerügt, sie habe nach dem Siege der Reaktion über Bülows Blockpolitik das Ihrige getan, „um die entstandene Zwietracht zu nähren, anstatt sie allmählich auszugleichen“. Natürlich: die Blätter der Linken hatten ja die schönere Aufgabe, ihre Parteigenossen in begütigenden Worten auf die vielen Vorzüge der Junkerherrschaft hinzuweisen, mit denen verglichen die Weigerung, Erbschaftssteuer zu zahlen und ein anständiges Wahlrecht zuzulassen, doch wohl verhältnismäßig leicht zu ertragen war! Ausgleich, Anpassung, das ist die Parole dieses Staatsmannes. „Das Unrecht gegen Belgien lag auf der Hand, die allgemeinpolitischen Folgen des Unrechts waren zu greifen. Der Chef des Generalstabes erklärt aber den militärischen Zwang für ab-

solut. Ich habe meine Ansicht der seinigen anpassen müssen." So hat er sich auch im Januar 1917 angepaßt; als ihm bei der Ankunft auf dem Bahnhofe in Pleß mitgeteilt wurde, daß wieder die letzte Schicksalsfrage ohne ihn und gegen ihn entschieden und der schonungslose Unterseekrieg beschlossen sei. Er hätte gehen können, aber das würde ja das Volk verwirrt und die „Siegesstimmung" gefährdet haben, darum ordnete er sich unter und blieb, so lange bis ihn die Stärkeren hinauswarfen. Früh und spät kapituliert die Politik vor der drohenden militärischen Grimasse. Bethmannisch ausgedrückt: „Bedenken über die schwere internationale Belastung, die sich aus unserer Flottenpolitik ergeben hatten, wurden durch eine robuste Agitation niedergehalten."

Daß die Entladung elementarer politischer Kräfte im offenen Zusammenstoße Reinigung und Gesundung des Volkslebens bedeuten kann, dafür ist kein Gefühl vorhanden. Beim Anblick der deutschen inneren Streitigkeiten fällt dem fünften Kanzler weiter nichts ein, als daß sie „dem uns unfreundlich gesinnten Auslande nur als Zeichen der Schwäche willkommen sein konnten." Ungehemmte Rücksichtslosigkeit des Wollens läuft Gefahr, „den Anschein politischer Unfertigkeit zu erwecken". Ohne innere Geschlossenheit, die spottlustiger Kritik Zügel anzulegen weiß, „ist eine wirksame Vertretung der Landesinteressen gegenüber dem Auslande auf die Dauer unmöglich." Merkwürdig, daß diese Aktuariusweisheit auch jetzt noch an sich glaubt! Die englischen Parteikämpfe im Jahrzehnt vor dem Kriege waren zehnmal so leidenschaftlich als das bißchen Block- und Antiblockpolitik. Der große Demagoge Lloyd George hat unbekümmert um „den Anschein politischer Unfertigkeit" mit ganz anderer Wucht an den Grundmauern der Verfassung gerüttelt als unsere Demokraten am preußischen Feudalsystem, und doch ist England in seiner auswärtigen Politik unbeirrt geblieben und mit mächtiger Geschlossenheit durch den Krieg gegangen. Dem französischen Volke haben die wuchtigen inneren Kämpfe seit dem Ringen um die Wahrheit im Dreyfusfalle letzten Endes gewiß genützt, und wenn Clemenceau einen Ministerpräsidenten stürzen wollte, so hätte dem Angegriffenen die weinerliche Klage blutwenig geholfen, daß bei solcher Behandlung „eine wirksame Vertretung gegenüber dem Auslande" nicht möglich sei. Selbst in der Wilhelmstraße bemerkte man, daß mit der französischen Nation etwas vorgehen müsse. Die Berichte der Militärattachés meldeten fort und fort „sichtlich wachsende Güte der Armee", woraus Herr v. Bethmann Hollweg den treffenden Schluß auf „Ertüchtigung des ganzen Volkes" zog. Nun, worauf konnte diese Ertüchtigung denn anders beruhen als auf dem Lebensgefühl, das ein in schweren Prüfungen mündig gewordenes Volk aus seiner Freiheit und dem Stolze auf seine Selbstbestimmung sog, während den Deutschen freche Schwätzer unablässig vorlügen durften,

daß ihre Bestimmung bis ans Ende der Tage die Unfreiheit sei? Bethmann Hollweg vermaß sich, „über den Parteien“ zu stehen, wie der Schullehrer über den Kindern. Allein in den großen Fragen des staatlichen Daseins parteilos bleiben, deutet nicht auf einen Wesensvorzug, sondern auf einen organischen Mangel, der als solcher erkannt werden sollte. Parteilosigkeit kann aus völligem Zynismus hervorgehen. Das ist bei Bethmann nicht so. Sein Leiden ist Gefühls- und Willensschwäche, die sich als reife Weisheit drapiert hat. Er ist nicht der Mann, jemals in unmittelbarer Empfindung aufzuwallen, das Wollen ist epigonisch, gedämpft, reflektiert. Verrät sich in Bismarcks finsterem Worte: „Ich habe wieder die ganze Nacht gehaßt“ das Uebermaß von unsozialer Wildheit, so zeigt sich hier eine Natur, der es überhaupt nicht gegeben ist, hart zu verneinen, zu hassen. Auch das Schlechte und Dumme trifft nur ein halber, verstehender Tadel. Alles versteht und erklärt dieser Mann bis zu einem gewissen Grade.

Schlechtigkeit und Dummheit haben ihn arg mitgenommen und verhindert, das Gute, das er gern getan hätte, auszuführen. Hat er gekämpft, wie es seine Pflicht war? Das Buch sagt wenig davon, es enthält nur seufzend gehauchte Klagen über „Die Auswüchse des Alldeutschtums“, den „stark wachsenden Einfluß industrieller Kreise“, über vom Ausland bemerkte „Symptome kriegslustiger Instinkte“ und über die Flotte, in der „nicht überall das Bewußtsein wach war, daß sie nur Werkzeug, nicht aber bestimmender Faktor der Politik“ zu sein hatte. „Nicht überall“ ist hübsch gesagt. Wo er den Bankerott seiner Versuche zur Verständigung mit England bespricht, bemerkt Bethmann, er hätte ohne eine greifbare Veränderung der Gesamtlage „einen Verzicht auf die Flottennovelle weder durchsetzen noch wirksam vertreten können.“ Heißt dies, daß er innerlich diesen Verzicht dennoch gewollt hätte? Die Fragestellung ist sehr einfach. Entweder der Reichskanzler meinte damals, die Marine sei wirklich im Rechte, dann ist es nicht angebracht, von „durchsetzen“ und „vertreten“ zu reden, vielmehr sollte der nicht herzhaft ausgesprochene, jedoch deutliche Angriff auf Tirpitz unterbleiben; oder er meinte, die Marine sei im Unrecht, dann mußte er diesen Tirpitz mit einem Gänsekiel erschlagen, nicht aber sich „anpassen“. Der Staatsgerichtshof, der doch endlich einmal kommen muß, sollte diese todernsten Frühjahrsverhandlungen von 1912 gründlich aufklären. Wir wollen Herrn von Tirpitz nichts schenken, aber uns auch nicht von Herrn v. Bethmann seine *alleinige* politische Verantwortlichkeit verdunkeln lassen. Der Haß der Flottenleute und sonstigen Militaristen und die maßlos niederträchtige alldeutsche Agitation hat dem Kanzler schließlich in den Augen der Demokraten die Gloriole eines Märtyrers der Freiheit und Humanität verliehen. Die gebührt ihm nicht. Er war kein

Märtyrer, wohl aber ein Schlachtopfer. Keine schurkische Verleumdung ist ihm erspart geblieben. Ueberflüssig zu sagen, daß dieser rein deutsche Kaufmanns- und Professorensproß bei unseren reaktionären Spießern als Judenstämmling ausgegeben wurde; in den Marinekasinos hieß er „Moritz“.

Das große Manko im Wesen dieses Staatsmannes, fehlender Sinn für die Leidenschaft des Wollens, rationalistische Unfähigkeit, moralische Energien nachzufühlen, das ist auch der tiefere Grund seiner schweren Täuschungen über den großen Gegner England. Zunächst äußerlich. Er kennt England wie überhaupt die ausländische Welt nicht aus der Anschauung. In seinem Buche finden sich Angriffe auf den Fürsten Bülow, der nicht geradezu beschuldigt, aber mit verdeckten Hieben getroffen wird. Vielleicht haben die wirklich recht, die in Bülow ein großes Unglück sehen. Aber zweifellos verstand er von den Menschen draußen mehr als der preußische Verwaltungsbeamte, der ein Leben zwischen dem Niederbarnim und der Wilhelmstraße zugebracht hatte. Aber würde Bülow wahrscheinlich zu geschmeidig sein, um noch heute, nach allen diesen Katastrophen kalten Blutes die ungeheuerliche These aufzustellen, das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn habe „der Eckpfeiler unserer Politik“ sein müssen. Eckpfeiler — man faßt sich an den Kopf — ein politisch bankerottes, längst zermürbtes Staatengebilde von auseinanderstrebenden Nationen, deren Ziele in Berlin niemand würdigen oder auch nur kennen lernen wollte, weil es ja bündniswidrig gewesen wäre, von Tschechen, Serben, Kroaten etwas zu wissen, was der Ballhausplatz oder die Budapester Uebermenschen nicht wahrhaben mochten. Eckpfeiler unserer Politik hätte die Erkenntnis sein sollen, daß auf begrenztem, übervölkertem Raume gegen siebzig Millionen Menschen zusammenhausten, die dreimal täglich zu essen verlangten. Die Erkenntnis, daß der hierzu unerläßlich nötige Außenhandel auf einundzwanzig Milliarden Mark gestiegen war und daß der ganze künstliche Turmbau der deutschen Wirtschaft auf der schmalen Grundlage des Einvernehmens mit der großen Seemacht ruhte, deren Flotte mit der deutschen zu besiegen nur größentollen Gehirnen beikommen konnte. Bethmann Hollweg war gegen die Gefahr nicht blind, aber seiner Art nach sah er sie flach, bloß intellektuell, seine Phantasie konnte die ganze Furchtbarkeit der Lage nicht visualisieren. Dies namentlich deshalb, weil er die Gefahr nicht verstand, in der England selber lebte. Er hört, was die Engländer ihm sagen, und liest, was sie schreiben, doch ihr seelisch-politischer Wesensaufbau bleibt ihm verschlossen, er durchschaut nicht, was sie wollen **müssen**. Noch jetzt ist ihm unfaßbar, daß für die Briten, wie ihr Staat nun einmal geworden war, das

Anwachsen der deutschen Flotte über einen gewissen Punkt hinaus ebenso unerträglich war wie eine unbedingte deutsche Vorherrschaft auf dem Festlande, die der Berliner Politik erst recht gestattet haben würde, alle ihre Mittel zum Seekampfe mobil zu machen. Denn sich auf die friedfertige Gesinnung des deutschen Volkes, das sein Schicksal nicht selbst zu bestimmen hatte, und auf die ewige Freundschaft des deutschen Kaisers zu verlassen, dazu konnten sich jene hartköpfigen Insulaner und Tatsachenmenschen nicht entschließen, zumal da die Agitation der alldeutschen Kriegstreiber ständig lauter und von den mächtigsten und finanzkräftigsten Leuten im Reiche unterstützt wurde.

Diesem Sachverhalt wird Bethmann nicht gerecht, sondern er redet schwächlich wieder und wieder von Englands „starr festgehaltener Politik der „balance of power" — als ob man in London ein Aktenstück mit der Aufschrift „balance of power" gehabt und einem bürokratischen Zopfe zuliebe fortgeführt hätte; als ob nicht die Natur der Dinge die englischen Staatsmänner dahin geführt hätte, wo sie zu Bethmanns unbegrenztem Erstaunen immer wieder anlangten. Sie hätten mit uns ein Bündnis schließen können und hatten es einmal gewollt; der Kaiser aber und Bülow verwarfen das Angebot, getreu der Bismarckschen Vorschrift, niemals „Englands kontinentaler Soldat" zu werden. Was doch manche Phrasen Bismarcks für entsetzliches Unheil gestiftet haben! Hatte er nicht auch gedroht, jedes englische Heer, das auf dem Kontinent erschiene, „verhaften" zu lassen? In allen Offizierskasinos wußte man es: „Englische Armee wird arretiert! Einfache Sache!" Da Deutschland sich abgeneigt zeigte, so trieb England unter Eduard VII. langsam auf die andere Seite. Bethmann Hollweg hätte ihm freilich den Rat gegeben, allein zu bleiben und er seufzt am Schlusse seines Buches, daß „die splendid isolation Englands eine große Friedensbürgschaft für die Welt gewesen sei. Es ist wahrlich ein Unglück für die Staaten, wenn die regierenden Männer keine klaren geschichtlichen Erkenntnisse besitzen, sondern aus verschwommenen Erinnerungen falsche Schlüsse ziehen. Herr von Bethmann Hollweg hätte wissen sollen, daß England seit über zweihundert Jahren nur während kurzer Perioden allein gestanden hat, daß es im Gegenteil die Allianzmacht par excellence ist und an der Spitze großer Ligen die Oberherren des Kontinents einen nach dem anderen in den Staub geworfen hat. Auch brachte die von Bethmann betrauerte Epoche von splendid isolation, die nach dem Krimkriege begann, keine Friedenszeit, sondern die großen italienischen und deutschen Einheitskriege, welche das europäische Gleichgewicht grundstürzend veränderten. Die Engländer verhielten sich dabei neutral und hatten dafür noch den schnöden Hohn Bismarcks über ihre baumwollene Seele

einzustecken und über Herrn Gladstone, der mit abgezogenem Hute dabeistehe, wenn große Männer große Taten verrichteten. Das gefiel ihnen nicht, und die junge Generation verlernte den Geschmack an den Ideen ihrer Väter. Der britische Imperialismus ist dann immer mächtiger angeschwollen und hat zu denselben moralzerstörenden Erscheinungen geführt wie bei uns. Aber kann denn ein so großes Reich unbeteiligt bleiben, sobald die ganze Welt auf einander losstürzt? Wenn der alte Fritz schon vor hundertundfünfzig Jahren für seinen Kleinstaat forderte, daß „ohne uns kein Schuß Pulver in Europa abgefeuert werden darf“, so sollten die Beherrscher aller Meere einem beispiellosen Ringen friedfertig zusehen und Ledertaschen und Kodaks verkaufen? Mit uns oder gegen uns, ein drittes gab es nicht, und eben daß er dies nicht eingesehen hat, das ist Bethmanns Sünde gegen den heiligen Geist der Politik. Er hat es nicht gesehen, sondern bis zum August 1914 geglaubt, England werde neutral bleiben. Das sagt er klar genug: „Daß selbst russisches Denken davor zurückschrecken werde, ohne äußerste Not den furchtbaren letzten Schritt zu tun, habe ich zu Beginn der Krise ebenso angenommen, wie ich glaubte, daß auch England, vor die allerletzte Entscheidung gestellt, die Erhaltung des Weltfriedens höher schätzen werde als seine Freundschaften“.

Damit spricht der Staatsmann sich selbst das Todesurteil. Später wehrt sich freilich Bethmann gegen den Vorwurf, er hätte „bis zum letzten Augenblick auf eine freundliche Haltung Englands gerechnet“, im Gegenteil habe er „die englische Gefahr zum mindesten ebenso gut erkannt wie diejenigen, die mit geräuschvoller Flottenpolitik das Uebel nur vergrößerten“. Er hat sie eben doch nicht gut genug erkannt, hat versäumt, die Verständigung selbst um den Preis des Opfers einer Flottennovelle zu erzwingen. Dagegen erhebt er gegen Grey die beinahe komisch anmutende Beschwerde, daß dieser im Juli 1914 die Russen nicht durch ein Machtwort stilllegen wollte. Der englische Minister habe „in Petersburg kein Machtwort“ gesprochen, habe „positives Anhalten der militärischen Vorbereitungen“ Rußlands unterlassen. Wäre in Deutschland eine Politik getrieben worden, die diesen Namen verdiente, so hätte man alles aufgeboten, gerade um den Engländern das „Machtwort“ an ihre eigenen Verbündeten zu ersparen. Daß Bethmann es überhaupt für möglich halten konnte, Grey werde die englischen Allianzen durch Machtworte selber in Stücke sprengen, auf die Gefahr, daß die enttäuschten Freunde sich wutentbrannt mit Deutschland gegen ihn einigten, ist kaum zu verstehen — doch geht es aus dem Buche hervor. Uebrigens sollte in den amtlichen Untersuchungen der Vorgeschichte des Krieges auch festgestellt werden, wie unsere Diplomatie in London Englands voraussichtliche Haltung

bei einem Zusammenstoß der großen Festlandsmächte beurteilt hat. Soviel mir bekannt ist, wurde von der deutschen Botschaft, deren führende Personen Fürst Lichnowsky und Herr von Kühlmann waren, mit großem Nachdruck geltend gemacht, daß England keinesfalls neutral bleibe, wenn Frankreich mit Deutschland in Krieg verwickelt sei. Anstatt von diesem Axiom aus Mathematik zu treiben, konstruierte Bethmann in Berlin Phantasiebauten auf seiner Hypothese, daß England, „vor die allerletzte Entscheidung gestellt", ruhig bleiben und seine Freunde im Stich lassen werde.

Vor allem für das Urteil über ihn selber ist Bethmanns Darstellung aufschlußreich. Sonst sagt sie nicht viel Neues und auch das Bekannte nicht sehr schlagend. Sasonows Schuld wird wirksam dargestellt; aber wer denkt noch an diesen Herrn? Nur halb enthüllt der Schreiber der „Betrachtungen", was das Verhältnis zwischen Berlin und Wien in Wahrheit gewesen ist. Den Kaiser läßt er am 5. Juli 1914 die Weisung ausgeben, „unseres Amtes sei es nicht, dem Bundesgenossen zu raten, was auf die Serajewoer Bluttat zu tun sei; darüber müsse Oesterreich-Ungarn selbst befinden". Und warum war es denn nicht „unseres Amtes", Oesterreich-Ungarn zu raten, da es „unseres Amtes" war, zehn Millionen Deutsche für dieses Oesterreich-Ungarn in die Feuerhölle zu schicken? Berlin „riet" mithin dem Bundesgenossen nicht, trieb ihn aber zur Energie an. „Nur darum war es uns zu tun, daß Wien, wenn es überhaupt handeln wollte, keine lahmen und zögernden Entschlüsse faßte. Das hätte die Lage nicht verbessert, sondern nur noch mehr verschlimmert." Wie ist das zu verstehen? Wem soll es glaubhaft sein, daß eine Verzögerung so entsetzlich folgenschwerer Entschlüsse die Lage verschlimmert hätte, falls man nicht eben doch nur an Krieg dachte? Peinlich unklar ist, was Bethmann über Deutschlands Stellung zu dem Ultimatum an Serbien mitteilt. Einmal lesen wir, das Ultimatum sei „ohne unsere vorherige Kenntnis" ergangen, ein ander Mal, es sei von uns nicht „ausdrücklich gebilligt" worden, dann wieder, wir hätten die Forderungen „in Umrissen" erfahren. Sind das nicht kümmerliche Reden in so tragischen Umständen? Kann heute noch etwas frommen als die ganze Wahrheit? Haltlos, schwachmütig treibt diese Politik dem Untergang entgegen. Warum wird der sehr erwägenswerte Greysche Vorschlag der Botschafterkonferenz in London verworfen, ebenso wie die früheren Vermittlungsversuche des englischen Staatssekretärs? Weil er „eine Intervention der Großmächte in dem österreichisch-serbischen Streit" bedeutet hätte! Und weshalb in aller Welt sollen die Großmächte ihr Wort nicht sagen dürfen? Nun, weil die berühmte Wiener Finte, daß ein Krieg mit Serbien eine österreichische Privatangelegenheit sei, bis ans Ende beibehalten werden mußte. Mitschießen durfte nachher jeder; mitreden

vorher nicht, das hätte den Grafen Berchtold unangenehm berührt. An einer Stelle des Buches heißt es: „Vorwurf würde uns nur dann treffen, wennn wir überhaupt jede Vermittlertätigkeit abgelehnt hätten. Das Gegenteil haben wir getan“. Vermittelt also sollte werden, vermitteln wollte, wie Bethmann anerkennt, auch Grey; nur wollte er es gar zu deutlich machen, in einer Konferenz, womit die Vermittlung bereits in eine Intervention ausgeartet wäre. Für diese Nuance hat die Welt geblutet!

Ist es Zeit, daß mit solchen Systemen und solchen Führern aufgeräumt wird? Bethmann Hollweg mit seinem sorgenvollen Blick und seinem ganz ehrlichen Streben, niemand wissentlich unrecht zu tun, hat für viele etwas Entwaffnendes. Aber man sollte sich nicht irre machen lassen und hart bleiben. Hart sein gegen ihn heißt hart sein gegen uns selber; darum ist es gut. Diese schreckliche Fähigkeit, sich anzupassen und das, worauf alles ankommt, zu verpassen; das Richtige zu kennen und das Falsche zu tun; die Stimme der Vernunft in sich zu hören, sie von dreisten Machern übertäuben zu lassen und den Protest des Gewissens zu den Akten zu geben — dies alles ist wohl deutsch; war bis gestern deutsch. Morgen darf es nicht mehr deutsch sein. Gu.

Das Problem Ludendorff.

Die Tragik des Vernichtungsgedankens.

Die Sprache Ludendorffs in seinen „Kriegserinnerungen“ ist klar und meistens schlicht. Seine Gedanken beherrschen das Detail mit einer bewundernswerten Vielseitigkeit. Es gibt nichts in dem unendlichen Gebiet zwischen dem Kochgeschirr des Feldsoldaten und dem kurländischen Herzogshut, worüber Ludendorff nicht eine bestimmte Ansicht äußerte, wofür er nicht eine neue Ordnung wüßte. Im Detail triumphiert er. Die Bestimmtheit des Ausdrucks täuscht freilich oft über einen Mangel an Tiefe hinweg. Er weiß enorm viel, er arbeitet unmenschlich; Wollen und Ehrgeiz, dies im besten Sinne, kennen keine Grenzen. Mit Stolz und Selbstverständlichkeit nennt er sich selbst den Sieger in den größten Schlachten der Weltgeschichte; heute noch. Er ist gottesfürchtig, er betet, gesenkten Hauptes neben Hindenburg. Er ist durchaus Mensch, durchaus sympathisch, gerade auch um seiner Schwächen willen. Das Animalische scheint ihn stark zu beherrschen. Er rühmt seine Nerven. Kennt er sich völlig? Ich glaube, Bethmann Hollweg kennt ihn besser, wenn er von ihm sagt, daß dieser Riesenkräftige doch auch labil-weich gewesen sei: bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. Hier könnte der Keim zu seinem tragischen Ende liegen.

Ueber sein Preußentum ist wenig Neues zu sagen. Wilhelm II. liebt er nicht, nur die Idee, die durch ihn verkörpert wird. Er liebt die Geschichte; das süße Gift der wilhelminischen Geschichtsschreibung mag die Kritik seines Verstandes eingeschläfert haben. Er lebt in einer vergangenen Zeit. Sein Kaiser und König ist ihm unangenehm, weil Ludendorff ihn für den Typus des nachbismarckischen Deutschland hält. Im selben Sinne ist ihm Kühlmann höchst unsympathisch, weil er die auswärtige Politik dieser Epoche typisch repräsentiere. „Nachbismarckisch“ ist Wilhelm II. wohl gewesen; Ludendorff übersieht, daß diese unglückliche Epoche nur noch ein Leben nach dem Tode führte. Und dies ist das Entscheidende: von dem neuen Deutschland, das inzwischen herangewachsen war, ahnt Ludendorff nichts. Er sieht nur Erscheinungen, die in seine Vorstellung vom Staate nicht passen, und die ihm in tiefster Seele verhaßt sind. Man mag es lieben, fürchten oder hassen: es ist da, die Massen sind aufgestanden — kein Führer des Staates kann

ungestraft seine Augen dagegen verschließen. Das ist Ludendorffs Verhängnis geworden, daß er den Geist und die Mittel des alten, vergangenen Preußen auf das kriegs- und lebensmündige deutsche Volk der arbeitenden Millionen anzuwenden suchte.

Dem Buche und somit erst recht dem noch durch keine Katastrophe korrigierten Geiste Ludendorffs während des Krieges fehlt politischer Instinkt und die Kunst politischer Synthese. Es ist unmöglich, in einem Weltkrieg, dessen Probleme bis in die fernsten Winkel der Weltpolitik reichen und bei dem die Kriegführung ihre Kraft aus der innersten Tiefe jedes einzelnen Bürgers der kämpfenden Staaten schöpfen muß, die Lösung rein militärisch und nach den Rezepten einer wenn auch noch so kraftstrotzenden militärischen Denkungsart zu suchen. Und gerade deshalb durfte es nie geschehen, daß „aus militärischem Interesse“ die Oberste Heeresleitung bald in den Bereich des Auswärtigen, bald des Inneren tief hineingriff. Das mag oft nur unbewußt und vollends sehr häufig auf den blind befolgten Rat politisch bedenklicher Mitarbeiter der beiden Führer geschehen sein; in jedem Fall ist es geschehen und hat mit der Vollkraft des Ansehens der O. H. L. gewirkt. Ludendorff sah wohl den Eintritt Amerikas in den Krieg kommen, aber — von allen fatalen militärischen Berechnungen abgesehen — er fühlte nicht die ungeheure weltpolitische und kriegspolitische Bedeutung dieser Tatsache, er glaubte genug zu wissen, wenn er berechnete, wieviele Divisionen in den nächsten paar Monaten als barer Zuwachs übers Meer kommen würden. Selbst darin hat er sich verhängnisvoll geirrt. Er, der immer vom Vernichtungswillen der Feinde spricht, ahnt gar nicht, daß dieser Wille zu unerhörten, unübersehbaren Kraftsteigerungen der Feinde führen müsse, wenn sich ihre Zahl mächtig vermehrte oder wenn die Kriegführung durch verwegene und oft moralisch hochbedenkliche Provokationen um eines augenblicklichen Scheinerfolges willen unsere Zukunft gefährdete. Und im Innern setzte sich sein unbedingter Wille zur rücksichtslosen Kraftentfaltung mit einer unbegreiflichen Kaltblütigkeit über die nackte Tatsache hinweg, daß ein sich lang hinschleppender Krieg keinesfalls gegen den Willen einer durch Maschinengewehre gebändigten revoltierenden Arbeitermasse hätte geführt werden können. Höchste Kraftentfaltung konnte niemals anders als durch die Steigerung der freiwilligen Hingabe der Volksmassen erreicht werden.

Ludendorff hatte nicht die Fähigkeit, ungünstige, durch die Politik gegebene Tatsachen als feste Größen in seine Rechnung einzustellen. Das ist psychologisch vielleicht begreiflich, denn er mußte von Anfang an auf militärischem Gebiet mit ungeheuren negativen Werten rechnen, von deren zwingender Gewalt er sich persönlich deutlich genug überzeugen konnte. An die Unabänderlichkeit der politischen Hindernisse wollte er nicht

glauben, denn er begriff die Grundprobleme nicht und mißtraute, nicht immer mit Unrecht, der Unzulänglichkeit der politischen Führer. Wären sie kraftvoller gewesen, so hätte er ihnen freilich noch stärker mißtrauen müssen, denn desto energischer hätten sie den General in seine Schranken und in die politische Wirklichkeit zurückverweisen müssen. Der deutschen Politik fehlte es nicht an Kraft gegen den äußeren Feind, wie Ludendorff meint, sondern an der Fähigkeit, mit größter Folgerichtigkeit und Energie, unbeirrt durch Scheinerfolge und durch den Widerstand selbst eines Ludendorff, auf das einmal für richtig erkannte Ziel des Friedens „ohne Sieg", des Friedens der Verständigung, hinzuarbeiten.

Zur politischen Synthese, besonders zur Bilanzierung der innerpolitischen „Imponderabilien", bedarf es eines Mannes, der nicht in die Details verbohrt bleibt und nicht an alle Dinge mit dem Prinzip des traditionellen Militarismus herangeht: „was sich nicht biegen will, muß brechen," sondern der nach dem Vorbild des Malers handelt, der von Zeit zu Zeit von seinem Werk ein paar Schritte zurücktritt, um den Gesamteindruck der einzelnen Pinselstriche zu prüfen und mit dem Urteil des unparteiischen Beschauers das Werden des Bildes zu überwachen. Dazu ist Ludendorff nie gekommen; seine eminente Befähigung lag auf anderem Gebiet. Wohl hat er sich immer von neuem bemüht, die Bilanz des Krieges zu ziehen, wohl war er sich — so steht es wenigstens immer wieder zu lesen — über den furchtbaren Ernst unserer Lage völlig klar und hat, je nach den Schwankungen seiner strategischen Stimmung, mitunter sogar ernsthafte Abstriche an seinen Kriegszielen vorgenommen, was seltsamerweise in den „Kriegserinnerungen" sehr unklar gelassen, wenn nicht verschleiert wird, aber niemals rang sich dieser Starknervige zu einem dauernden Entschluß durch, der unserer immer bedrohlicher werdenden Kriegslage Rechnung getragen hätte. Seine Zweideutigkeit war der deutschen Friedenspolitik gefährlicher als es ein unentwegter und ausgesprochener Annexionismus gewesen wäre, denn dieser hätte bald zur Klärung führen müssen. Wohl mag auch Ludendorff im schwersten Kampf mit sich selbst verstrickt gewesen sein — liest man das Buch, so findet man aber einen Menschen, der in fanatischem Glauben an ein hehres Ziel, an die Möglichkeit und Unerläßlichkeit des deutschen radikalen Endsiegs, nichts anderes weiß als dies: in diesem gewaltigen Ringen muß einer der beiden Kämpfer sterben — Deutschland darf es nicht sein, also gibt es keinen Frieden, wenn die Alliierten nicht vernichtet sind. Siegfrieden, aber keine Verständigung! Mit der ganzen Leidenschaft seines gewaltigen Temperaments wirft sich Ludendorff auf dieses Ziel. Wer es anders will, ist sein Todfeind. Dieser Glaube und dieser Wille beherrschten Ludendorff bis zur Stunde der Katastrophe. Die leisen Schwankungen seines Herzens — seine Friedensbereit-

schaft, die in vereinzelten Augenblicken und für Augenblicke mehr war als eine Phrase — gelten ihm heute nichts mehr und Ludendorff zieht es vor, sich in seinem Buche nur als den Träger des unbedingten Siegeswillens zu zeichnen.

Das Verhängnis griff mächtig um sich: wer nur an Sieg oder Niederlage, an Leben oder Sterben glaubt, was bleibt ihm anders übrig, als in der Stunde tödlicher Gefahr die wahnwitzigsten Versuche zu machen, um — sei es durch ein Wunder! — dem Tod doch noch zu entrinnen? Es ist erschütternd: je bedrohlicher das Bild ist, das Ludendorff heute, wo die Wahrheit ans Licht kommt, von der Kriegslage zeichnen muß, je mehr das deutsche Heer blutend zusammenschmilzt, je knapper Nahrung und Material und je lockerer das Gefüge des erschöpften Vierbundes wird — desto lauter schreit sein Herz nach Sieg, nach V e r n i c h t u n g des Feindes, desto tollkühner ist Ludendorff, muß er es sein, denn der Verzicht auf den Sieg ist für ihn zugleich der Untergang.

Vernichtungswille! Altpreußische Kriegslehre, Abscheu vor allem „Internationalen“ — Verständigung ist unmoralisch. Diese Stimmung hat noch eine andere Quelle: in Ludendorffs Buch ist viel von dem Vernichtungswillen der Alliierten die Rede. Die Friedensbedingungen verleiten ja allzuviele, von dem Ende des Krieges auf seine Ursache zu schließen. Tatsächlich gehört auch Ludendorff zu den Männern, die den Krieg „mit Sicherheit“ erwarteten, die schon „seit 1912“ davon überzeugt waren, daß er kommen m ü s s e, weil die Entente dies und damit unsere Vernichtung wolle. Solche Gedanken haben Deutschland unendlich viel gekostet. Vor dem Krieg und im Kriege. Niemand bezweifelt die Unerbittlichkeit des Kampfeswillens eines Lloyd George oder Clemenceau, und immer hoben gerade die Leute, die sich für maßvolle politische Ziele, für den „Verzichtfrieden“, einsetzten, betont, daß es guter deutscher Siege und der denkbar festesten und gesichertsten Kriegslage bedürfe, um die Alliierten zu einer Verständigung zu bewegen. Wer aber über die Ursachen des Krieges und seinen Sinn so dachte wie Ludendorff, dem konnte wohl eine Verständigung nicht nur verächtlich, sondern auch unmöglich erscheinen. Wurzelte solcher Glaube aber in der Obersten Heeresleitung, so drohte unmittelbare Gefahr.

Man kann es nur mit Schaudern sehen, wie Deutschland immer und immer wieder im Rande des Abgrunds schwebte, wie Ludendorff in seinem Buche immer wieder erzählen muß: Alles stand abermals auf des Messers Schneide, der geringste Zwischenfall und wir wären rettungslos in die Tiefe gestürzt, und wie er trotzdem in der v e r z w e i f e l t s t e n L a g e die Hand nach den g r ö ß t e n Z i e l e n ausstreckt — noch im Spätsommer 1918 — und im Innersten denkt und es ausruft: wir müssen den vollen Sieg haben, wir wollen ihn haben und wir werden ihn haben. Und immer wieder: wir müssen es dem

Feind gleichtun in seinem titanischen Siegeswillen. Trotz der vollkommenen klaren Erkenntnis der grundverschiedenen Voraussetzungen für beide Kriegsparteien dachte und plante Ludendorff in jeder Stunde bis zum tragischen Ende so, als seien wir Herren der Märkte, Menschenmassen und Fabriken aller Welt wie unsere Feinde. Er spricht von Clemenceau und Foch — nun, es hat auch einen Painlevé und einen Nivelle gegeben! Die Diktatur Lloyd Georges, der Oberbefehl Fochs und die Wiedereinsetzung Clemenceaus sind unser eigenes Werk — der Vernichtungswille der Feinde ist mit unserem eigenen Siegesgeschrei gewachsen und mit den ruhmredigen Phrasen, mit denen das deutsche Volk über die kritischsten Stunden des Weltkrieges hinweggetäuscht wurde.

Daß Ludendorff die ungeheure Gefahr des feindlichen Ansturmes und vollends eines feindlichen Endsiegs klar erkannte, ist ein Verdienst. Für uns Deutsche empfahl sich aber ein anderer Kampfzweck als der der militärisch-politischen Vernichtung zur Erzwingung politischer Eroberungsziele. Das deutsche Volk war am 4. August nur einig geworden unter der Losung: Verteidigung. Zu dieser Verteidigung, sollte sie uns auch im Wechsel des Kriegsglücks vor die Tore von Paris führen, gehörte nicht die bald mehr, bald weniger verschleierte Annexion Belgiens, der Vorteil irgend welcher Industrien und gewiß nicht die vermessenen Pläne Ludendorffs in den russischen Randstaaten. Der Vernichtungsgedanke ist aber die einzige Idee in den „Kriegserinnerungen", die sich aus der ungeheuren Fülle der kriegsgeschichtlichen, politischen und menschlichen Details heraushebt. Von Lüttich bis an den Vorabend von Versailles beherrscht sie Ludendorff. Von dieser Erkenntnis aus kommt man dazu, wenigstens zu sehen, worin das Problem Ludendorff besteht. Sein Buch ist mit großer Spannung erwartet worden. Ernsthafte Kritik hatte sich mit unwürdigen Schmähungen vermischt. So war es selbstverständlich, daß der General schon vor dem Verfahren des Staatsgerichtshofs das Wort ergriff. Das Rätsel war dies: wie konnte Ludendorff den Krieg zum äußersten kommen lassen, wie konnte er, der doch den sicheren Sieg in Aussicht gestellt hat, den fürchterlichen Handel bis zur offenen Bankerotterklärung hinschleppen? Was hat er sich dabei gedacht? — Es ist ergreifend zu sehen: bis Mitte Juli hat Ludendorff an den vollen Sieg geglaubt! Er hat daran geglaubt, obwohl ihm nach seinen eigenen Worten vollkommen klar hat sein müssen, daß er mit diesem Angriff unsere letzte Karte ausspiele. Vernichtungsgedanke bis zum Vorabend des eigenen Erschöpfungstodes!

Er selber wendet ein: ein Friede, besser als der von Versailles, war ja niemals möglich, nie hat die Regierung einen Weg dazu gezeigt; meine Sache war es, zu kämpfen und den Sieg zu erringen. Das ist ein Irrtum. Denn es ist Sache des Feldherrn, weitausschauend zu bestimmen, wann der Kulmi-

minationspunkt der Feldzüge und des Krieges erreicht ist und **vollends, wenn nicht nur eine parti remis, sondern der Untergang** droht, auf den diplomatischen Frieden ebenso hinzudrängen wie bisher auf den militärischen Sieg. Aber großartige Teilerfolge haben immer wieder den Blick, der an diesen Details hing, allzusehr gefesselt. Dazu die verhängnisvollen Prophezeiungen. Allen voran der U=Bootkrieg. Liest man bei Ludendorff mit Sorgfalt, so wird es klar, daß dieser folgenschwerste Schritt getan wurde, weil die Oberste Heeresleitung zwar die Vernichtung des Feindes wollte, aber im Landkrieg kein taugliches Mittel mehr für den Sieg sah. U=Bootkrieg, weil die Strategie damals am Ende war! Das Programm für 1917 hieß: Verteidigung an der Westfront durch Rückzug, siegreiche Beendigung des Krieges durch den Tauchbootangriff. Das Urteil des Admiralstabs genügte Hindenburg und Ludendorff, um das größte Risiko, das denkbar war, auf sich zu nehmen. Bethmann Hollweg ertrug dies, obwohl die eben mit Wilson aufs neue angeknüpften Friedensfäden dadurch unreparierbar zerreißen mußten. Bei diesem Glücksspiel verlor das geduldig harrende deutsche Volk. Die russische Revolution warf uns unerwartet eine neue Chance in den Schoß. Wir standen im Sommer 1917 kraftvoll da, Nivelle erschütterte durch maßlose Blutopfer die französische Kriegslust, England wurde zum ersten Male seit Frühjahr 1915, wo Kitchener die Kriegslast immer schwerer auf Großbritannien legte, tief nachdenklich. Aber der unglückselige „Vernichtungsgedanke" gesellte sich abermals zu den fatalen Hindernissen, über die eine unzulängliche deutsche Politik nicht hinauskam. Sie ist Aufklärung und Rechtfertigung schuldig. Was aber auch an Irrtümern und Fahrlässigkeiten zu Lasten der deutschen Politik im Sommer 1917 festgestellt werden wird: hätte die O. H. L. die ganze Not der militärischen Lage sich selber und der Regierung eingestanden, hätte nicht neuer Teilerfolg und neue vage Siegeshoffnung den „Vernichtungsgedanken" frisch belebt, so hätte die deutsche Friedenspolitik damals im günstigen Augenblick von Ludendorff einen unerläßlichen und unschätzbaren Impuls erhalten: Es ist für das Problem Ludendorff nicht notwendig, zu untersuchen, ob damals, wofür vieles spricht, ein erträglicher Friede möglich gewesen wäre, es genügt zu sagen, daß die Oberste Heeresleitung im vollen Bewußtsein der ungeheuerlich schwierigen Lage nichts getan hat, um die Regierung zu einem anderen Frieden, wenn auch zu einem Verzichtfrieden, zu drängen, daß statt dessen die öffentliche Agitation zu gunsten der Siegesstimmung damals einen ihrer Höhepunkte erreichte. Ohne diesen offiziösen Schwindel hätte weder die wüste Hetze gegen die Reichstagsresolution noch vor allem, was politisch entscheidend ist, die so dringend notwendige Erklärung über Belgien verweigert werden können.

Was den Frieden angeht, so ist darum die persönliche Schuldfrage für Ludendorff nicht verneint, wenn der Nachweis erbracht wird, daß die O. H.-L. stets „friedensbereit" gewesen ist. Das kann man ihr wohl glauben. Es ergibt sich vielmehr aus den „Kriegserinnerungen", so vorsichtig sie in dieser Beziehung auch stilisiert sind, daß Ludendorff und mit ihm Hindenburg niemals der Notlage des Vaterlandes soweit Rechnung getragen haben, gewisse militärische Forderungen zwar als lebenswichtig zu bezeichnen, aber der Regierung vollkommen frei zu überlassen, ob sie im Streben, für Deutschland das Beste zu gewinnen, auf Grund der Gesamtlage diese militärischen oder vollends die weitgehenden politischen Forderungen der Obersten Heeresleitung vertreten oder gar an ihnen den Frieden scheitern lassen wolle. Ludendorff hat es für seine vaterländische Pflicht gehalten, den ungeheuren Einfluß der O. H.-L. auch in den politischen Friedensfragen einzusetzen. Wer solchen Einfluß nahm, ist in vollem Umfang für die Folgen mitverantwortlich. Dem Einwand: der Vernichtungswille der Feinde hätte uns nicht einmal einen Verzichtfrieden bewilligt, ist entgegenzuhalten, daß es neben der Unentschlossenheit der Regierung das politische Spiel Ludendorffs war, das es verhindert hat, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Ausgleichs wenigstens ernsthaft und sachgemäß zu erproben. Hätte Ludendorff keine andere Absicht gehabt, als die Friedensbereitung zu verhindern, so hätte er nicht anders zu handeln brauchen als er tatsächlich gehandelt hat. Nur ein vollkommen in das militärische Gedankenschema verstrickter Kopf konnte vollends auf den Einfall kommen, es genügten ein paar knappe Wochen, um, wenn es der Führung gerade paßte, den Weltkrieg „diplomatisch zu beenden". So war es um die Jahreswende 1916/17, als man den Wahnsinn beging, die von Wilson im Januar abermals und ernstlich angebotene Vermittlung auf der Basis „keine Sieger, keine Besiegte" durch die „bereits beschlossene" Verkündung des unbeschränkten Tauchbootkrieges zu beantworten, so war es im Sommer 1917, als Ludendorff für ein paar Tage der Regierung Frist gelassen hat, eine Erklärung über Belgien abzugeben, als er aber rasch genug mit Herrn Dr. Michaelis die Reise nach der entgegengesetzten Richtung antrat, und so war es schließlich auch, als er — diesmal in militärisch und diplomatisch völlig aussichtsloser Lage — angesichts der unvermeidlich gewordenen Katastrophe Herrn von Hintze um sofortige Friedensvermittlung anging.

„Friedensbereitschaft" bedeutet für ein bedrohtes Volk an sich nur wenig — sie bedeutete aber für uns überhaupt nichts, weil sich die Heeresleitung bis zur letzten Stunde von dem Gedanken des Siegfriedens nicht zu trennen vermochte. Sie hätte aber alles bedeuten können, wenn Ludendorff sich durch

keine quälenden Sorgen um die Kriegslage, von denen sein Buch fast auf jeder Seite spricht, dazu hätte bestimmen lassen, von der politischen Leitung mit seiner ganzen Energie zu fordern, daß sie nichts unversucht lasse, um einen Frieden, sei es auch unter schmerzlichen Verzicht, zu betreiben, bevor unser Zusammenbruch den Verzicht zu unausdenklich schweren, lebensgefährlichen Opfern steigern mußte. Daß er dies unterließ und sogar nach der Gegenrichtung handelte, ist Ludendorffs schwere Schuld in der Friedensfrage. Ihr letzter Grund liegt darin, daß hier ein Mann, der glänzend dafür geeignet gewesen wäre, unter der Leitung eines politisch gereifteren und menschlich gezähmteren Geistes mit größtem Nutzen unvergleichliche Schlachten zu schlagen und den Krieg sachkundig zu organisieren, Vollmachten erhalten hatte, deren unbegrenzte Weite ihre Schranken nur in den Qualitäten des Generals Ludendorffs selbst gefunden hat.

Verzweiflungsstrategie.

Als auch der Sommer 1917 ungenutzt verstrichen war und Mitte September Clemenceau an die Spitze der französischen Regierung berufen wurde, begann ein neuer Abschnitt des Weltkrieges. Daß trotz der ungeheuren Schwere der Kriegslage die deutsche Heeresleitung von der Regierung keinen Frieden, sei es auch unter Opfern, gefordert hat, sondern im Gegenteil unter der Aera Michaelis nach kurzem Schwanken zu den alten Hochzielen zurückgekehrt ist, hatte seinen tieferen Grund in der Aussicht auf einen neuen Angriff im Westen. Der Glücksfall der russischen Revolution und der Entwicklung im Osten bot Ludendorff die Möglichkeit, von der Ostfront bedeutende Verstärkungen nach dem Westen abzuziehen. Ludendorff erwog den Gedanken einer Entscheidungsschlacht in Frankreich. Der Tauchbootkrieg als prolongierte Siegeshoffnung dauerte fort. Hier, wie an allen Stellen, an denen der General die großen strategischen Zusammenhänge streift, bleiben zahlreiche offene Fragen und verrät das Buch innere Widersprüche. Der Taktiker Ludendorff erscheint von höchster militärischer Präzision und durchdringendem Erfolg. Die Größe des Feldherrn aber muß nach diesem Buch noch stärker umstritten sein als nach der bloßen Tatsache der Katastrophe. Strategie gilt zwar als ein System von Aushilfen und Clausewitz-Schlieffen waren die Lehrer des Vernichtungsgedankens, aber es kann nicht das Geheimnis der höchsten Kriegskunst sein, daß der Feldherr die allerletzte Kraft seiner Heere im Angriff hingebe und restlos erschöpfe, und daß er dies tue, weil er nicht willig ist, die Grenzen seiner Macht zu erkennen, weil ihm die moralische Größe der Resignation fehlt. Ludendorff drückt es anders aus, er sagt: eine andere Möglichkeit als durch den großen Angriff in Frankreich zu einem raschen Kriegsende zu

kommen, war **nicht vorhanden**. Wir mußten aber um jeden Preis zu einem raschen Ende kommen: wir mußten angreifen, um nicht zu unterliegen! Eine bestürzende Deutung! Ist sie wirklich richtig? Gesetzt sie wäre es: was wäre zu einer Kriegführung zu sagen, deren Ende darin besteht, daß der Rest der Kraft zu einem einzigen Angriff eingesetzt werden soll? War nicht die Katastrophe unabwendbar sicher, wenn der Schlag nicht gelang? Waren wir dann nicht völlig wehrlos? Wer in Deutschland hat gewußt, daß diese überaus wortreich und ruhmredig begonnene Angriffsschlacht nichts anderes als eine tolle **Verzweiflungstat** bedeuten solle?

Verzweiflung war das Motiv: die Unmöglichkeit bloßer Verteidigung! So gesteht Ludendorff selbst. Damals sprach man dem deutschen Volk allerdings nur von Sieg und in der Denkschrift Hindenburg-Ludendorffs an den Kaiser vom 17. Januar 1918, in der die Oberste Heeresleitung mit dem gröbsten Geschütz — Ludendorff hatte sogar kurz zuvor wieder einmal seinen Rücktritt angeboten — den Gewalttönen der Annexionisten bei den Brester Friedensverhandlungen zum Sieg verhalf, heißt es: „Eure Majestät werden nicht verlangen, daß ich Eurer Majestät Vorschläge zu Operationen unterbreite, die zu den schwersten der Weltgeschichte gehören, **wenn sie zur Erreichung bestimmter militär-politischer Ziele nicht nötig sind**"... Majestät solle „grundlegend" entscheiden, die Personen des Generalfeldmarschalls und seines Ersten Generalquartiermeisters sollten dabei kein Hindernis sein. Wenn der Kaiser den politischen Sieg nicht wolle, so solle er's bleiben lassen, dann gäbe es aber auch keinen Angriff im Westen! — Von den wahren Motiven des Angriffs kein Wort! Welche Ungeheuerlichkeit.

Wilhelm II. entschied für den Gewaltfrieden und für die Angriffsschlacht. Deutschland, den Frieden, den Ludendorff versprach, vor Augen, setzte seine gesamte Kraft im besten Glauben und besten Wollen auf diese letzte Karte. Schauerlicher Gedanke. Das aber ist klar: im Hasardspiel dieses Krieges wurde nunmehr das Tollkühnste gewagt. Der furchtbare Fehlschlag des Tauchbootangriffs hätte genügend Warnung sein müssen. Aber es ist zur Beurteilung Ludendorffs unentbehrlich, daran zu denken, daß sein ganzer kriegerischer Erfolg, vom Tag von Lüttich an über Tannenberg bis zur Angriffsschlacht durch Tollkühnheit, durch **harsardierendes Wagen** erzielt worden ist. Wir Deutsche haben die Glücksgewinne selig eingestrichen. Was nun geschah, war die letzte Steigerung des Harsardierens. Sieg oder Niederlage. Ludendorff war sich dessen bewußt, das Volk nicht. Aber wenn Ludendorff sich darauf beruft, daß die Schlacht auch hätte gewonnen werden können, so ist doch zu fragen: was dann? Die Frage lag auf der Hand; in der „Frankfurter Zeitung" wurde damals schon,

in besseren Tagen, mit Sorge erwogen: der Krieg kann selbst durch einen gewaltigen Sieg in Frankreich nicht mehr gewonnen werden, denn England-Amerika greifen nur um so fester in die Räder, je härter wir auf ihre Truppen einschlagen und Frankreich ist in den Händen seiner Verbündeten. Aber Ludendorff erhoffte den sicheren Sieg in kurzem Feldzug und das Kriegsende vor dem Massenzustrom der Amerikaner. Kein Zweifel — er glaubte an den Sieg, trotz allem! Er redete ihn sich ein, weil der Gedanke des Fehlschlags zu fürchterlich gewesen wäre.

Der Oberstleutnant Nicolai stellte dem Feldherrn die ganze Fertigkeit seiner Täuschungskünste zur Verfügung; der Chef des Spionagewesens, dieser Brutstätte der Lüge und Intrige, war ja der moralisch geeignetste Pfleger der öffentlichen Meinung des gutgläubigen Volkes. Wir sind belogen und betrogen worden, sagte Herr v. Heydebrand.

Wer die Erzählung Ludendorffs über den Verlauf seiner Angriffsschlacht im Frühjahr und Sommer 1918 liest, wird zu seinem Erstaunen erkennen, daß dieser große Feldzug von Anfang bis zum Ende dem Feldherrn eine schwere Enttäuschung nach der anderen bereitet hat. Bisher las man's anders. Wohl spricht auch Ludendorff von großen Siegen, aber nie ohne einzuräumen, daß er ganz Anderes erwartet habe. Ueber das Endziel wird wenig gesagt. Zweifellos fehlte dem General selbst eine ganz klare Vorstellung davon. Er hämmerte bald hier, bald dort und wartete auf die Möglichkeit, die Engländer ins Meer zu werfen. Dies hielt er dann für den Endsieg. Inzwischen wurde das Volk von den Offiziösen getäuscht und zu den hitzigsten politischen Reden und Wünschen verleitet. Selbst die politisch ruhige Seele der Männer der Linken geriet ins Schwanken.

Der Zusammenbruch war unausbleiblich. Wer wüßte nicht, daß die Angriffsfreudigkeit der Truppen im Frühjahr 1918 von der Siegeshoffnung herkam. Diese Unglücklichen, die nur das Kampffeld ihres Grabens, aber nicht das europäische Kriegstheater überschauten, glaubten den Frieden schon bald greifen zu können. Hindenburg und Ludendorff waren die Götter, endlich öffnen sich die Pforten zum Paradies ... Um die Mitte des Juli griff Foch ein. Der deutsche Plan zerbrach mit einemmal. Mit ihm zerbrachen die Hoffnungen der Armeen und die Göterbilder der Feldherren. Es ist töricht, dies zu leugnen. Die Wirkung war um so gewaltiger, als sich die Strategie in der Linie Soissons-Reims eine unbegreifliche Blöße gegeben hate. Ludendorff sucht sie vergebens zu verdecken. Der seltsame Marnekeil mit der dünn besetzten Westflanke zog ja die Augen aller Welt auf sich. Angriff auf Epernay-Chalons? Ludendorff nennt ihn vielversprechend — mag sein als kleiner Teilerfolg. Es war doch eine Sisyphusarbeit, die Fochschen Reserven zertrümmeren zu wollen! Unsere Kräfte

waren eng begrenzt, dem Feind, der durch die ungenügende Wirkung unserer ersten Angriffe Zeit gewonnen hatte, standen fast unerschöpfliche Hilfsquellen offen. Welch ein Schwindel wurde mit den Reservebrechnungen getrieben! Die „Frankfurter Zeitung“ versuchte mit großem Ernst zu warnen. Vorsichtigste Sätze sind stehen geblieben, der große Rest verfiel dem Zensor. Ludendorff befahl „Stimmung“. — Täuschen wir uns doch nicht: nach dem ersten Fehlschlag gegen Amiens, vollends nach dem völligen Versagen der Hilfsstöße bei Arras und dem Scheitern des Planes an der Lys, hätte für den Feldherrn die Aussichtslosigkeit des ganzen Feldzugs feststehen müssen. Die ungeheuren Truppenmengen, die wir bei einer rechtzeitigen Beendigung der Operationen erspart hätten, wären unserer Verteidigung zu gute gekommen. Freilich hätte uns das Ausspielen der letzten Karte durch diesen Feldzug in jedem Falle den schwersten politischen Schaden gebracht. Scheiterte der Plan, so standen wir ja mit leeren Händen da. Immerhin wäre uns das Scheußlichste vielleicht erspart geblieben.

Die Schlacht hätte nicht begonnen werden dürfen. Für den Klarblickenden war der Weltkrieg für Deutschland seit langem, schon vor dem U-Bootkrieg, nur dadurch zu einem leidlichen Abschluß zu bringen, daß er zum Einschlafen gebracht würde. Aber hier stoßen zwei Weltanschauungen aufeinander: der durchdringende Vernichtungswillen Ludendorffs und andererseits das bedächtige Verlangen, das deutsche Volk lebend und gesund aus diesem furchtbaren Verhängnis des Krieges herauszuretten. Die eine Anschauung mag, so lange sie nicht gescheitert war, die ästhetisch schönere, die heldenhaftere gewesen sein, die andere hatte den Vorzug der Richtigkeit und des weltpolitischen Nutzens.

Die Katastrophe.

Ludendorff legte die Stunde der großen Wendung zum Schlimmen auf den 8. August. Das führt uns zu einem Punkt, wo das warme menschliche Gefühl, das jeder billig Denkende für den Mann haben muß, der in schweren langen Jahren stets das Beste gewollt und viel Bewundernswertes und Unvergängliches zum Jubel aller Deutschen getan hat, einer schweren Probe ausgesetzt wird. Es ist das gute Recht des Generals, seine Arbeit und sein Wollen zu verteidigen und niemand wird es ihm verdenken, daß er derbe Angriffe mit derben Gegenhieben erwidert. Er ist der Meinung, daß die Heimat, das Volk und noch mehr die Regierung, die kämpfende Armee im Stich gelassen habe. Diesen Gedanken steigert er zu einer wilden Polemik. Das ist durchsichtig, denn diese Anklage ist das Einzige, was sich in seiner Lage zur Stützung der ad absurdum geführten Theorie von dem

Vernichtungsgedanken der deutschen Kriegführung überhaupt sagen läßt; darum wiederholt Ludendorff hundertmal: hätte die Heimat nicht versagt, so hätte der Endsieg gewonnen werden können. Nein, tausendmal nein! Ludendorff hat sich und uns strategisch ruiniert. Sein Buch beweist es! Die Katastrophe Deutschlands erklärt sich restlos aus dem militärischen Zusammenbruch und der furchtbare innerpolitische Einsturz aus dem politischen Bankerott des Kaiserreichs. Ludendorff gibt selbst zu, daß mit Beginn der um die Mitte des Juli begonnenen Gegenangriffe der Alliierten die deutsche Entscheidungsoffensive endgültig gescheitert und für die O. H. L. die Gewißheit geschaffen war, der Krieg könne nicht mehr begonnen werden. Das bedeutete nach Ludendorffs Grundgedanke die Niederlage der Deutschen. In kürzester Zeit erwies sich denn auch, daß die deutsche Front dem feindlichen Ansturm nur noch auf knapp begrenzte Zeit furchtbar verlustreichen Widerstand zu leisten vermochte. Das Ende war greifbar. Es war besiegelt, als die lebensnotwendige Balkanfront zusammenstürzte. Durch die Schuld der Heeresleitung und der Politik war es wirklich soweit gekommen, daß die Unmöglichkeit des Sieges der vollen Niederlage gleich kam. Dies zu vermeiden hätte in unserem schweren Kampf gegen ungeheure Ueberlegenheit das höchste Ziel der deutschen Kriegführung sein müssen.

Jammervoll ist es, daß sich ein Mann wie Ludendorff nicht scheut, sich zu beklagen, daß die Diplomatie im August und September keinen Verständigungsfrieden mehr zu Stande gebracht habe. Am 13. August erklärte Ludendorff der Regierung: da die erhoffte Beendigung des Krieges durch Verteidigung nicht mehr zu erreichen sei, müsse sie nunmehr „auf diplomatischem Weg herbeigeführt“ werden. War bei so verzweifelter Kriegslage, bei fortschreitendem, weit sichtbarem militärischem Zusammenbruch von der Diplomatie auch nur das geringste zu erhoffen? Ob drei Wochen früher oder später, nachdem der Angriff Ludendorffs gescheitert und durch den Kraftverbrauch die Verteidigung gegen den täglich stärker werdenden Feind aussichtslos geworden war, trafen die Peitschenhiebe den nackten geschundenen Leib des deutschen Volkes.

Keinesfalls aber hätte Ludendorff seine Rechtfertigung bis zu einer maßlosen Beschimpfung der deutschen Heimat und des deutschen Heeres, das bis in die letzten Tage, wie Ludendorff doch selbst sagt, Wunder von Tapferkeit und Hingabe verrichtet hat, steigern dürfen. Seine Anklage durchdringt aber gellend das ganze Buch; sie erschwert die Lektüre und erfordert Geduld. Mitten in den Schilderungen des unglücklichen Feldzuges von 1918 unterbricht sich Ludendorff, um die Anschuldigung dort auf die Spitze zu treiben. Er sucht vom Kernpunkt abzulenken. Jedermann weiß, wie sehr gewis-

senlose Hetze und bewußte Katastrophenpolitik der Radikalen in Deutschland der deutschen Kriegführung und der deutschen Wohlfahrt geschadet haben, aber es ist lächerlich zu sagen, daß der ungeheure Fehlschlag Ludendorffs und die Aufzehrung unserer strategischen Reserven auf diese Agitation zurückzuführen seien. Die Revolution vollends hat sicherlich damit nichts zu tun; sie kam ein Vierteljahr später. Und der 8. August? An diesem Tag brachen ein paar Divisionen an wichtiger Stelle unter einem überraschenden Massenangriff feindlicher Tanks bei dichtem Nebel zusammen. Sie mögen sich zum Teil miserabel gehalten haben. Aber will Ludendorff sagen, daß dies der erste Tag im Krieg gewesen sei, an dem deutsche Divisionen verderblich überrannt wurden? Zählt er nicht selbst in seinem Buche zahlreiche ähnliche Fälle aus früherer Zeit auf? Nennen wir nur Arras im April 1917. Will Ludendorff leugnen, daß die Gefährlichket des Einbruchs durch die ungeheure strategische Spannung hervorgerufen wurde, die sich aus der völligen Verausgabung der deutschen Kräfte im Angriff und aus den schweren Rückschlägen an der Aisne hinreichend erklärt? Will er leugnen, daß seit Mitte Juli, seit Fochs Gegenhieben, seit der beispiellosen Enttäuschung ganz Deutschlands die Moral der Armee notwendigerweise aufs schwerste gelitten hatte? Ist es recht, ist es ehrlich, ist es eines Ludendorff würdig, so ungeheuren Schuldspruch über diese unglücklichen verbluteten Divisionen zu verhängen, die Heimat so maßlos zu beschimpfen, sich selber aber von aller Schuld freizusprechen? Ludendorff zwingt dem deutschen Volke, das ihn geliebt und verehrt hat, das ihn mit Dank und Lob überschüttete, und das sich wahrlich glücklich preisen würde, könnte es heute noch von nichts anderem als von Ludendorffschen Siegen sprechen. durch seine ungeheuerlichen Anklagen den Kampf auf, den Kampf um die Wahrheit: der Krieg ging verloren, weil die deutsche Strategie nicht nur am Ende ihres Könnens, sondern am völligen Bankerott des ungeheuren Kapitals angelangt war, das der Obersten Heeresleitung willig und restlos von einem treuen und tapferen Volke dargeboten und vier schwere Jahre hindurch anvertraut war! Der Feind hatte den Aufzehrungs-, den Erschöpfungskrieg gewonnen.

Was ist es denn, was Ludendorff für die Kriegführung anders gewünscht hätte? Mehr Truppen, mehr von den Drückebergern und den „Ausgekämmten", mehr alte Jahrgänge! Aber wollte er damit den Sieg gewinnen? Gewiß, er wollte die deutschen Kräfte mehr zusammenfassen, da hätte manches geschehen können. Er wollte mehr „Propaganda", mehr „Aufklärung" — aber das deutsche Volk war die Lügen und Prophezeiungen satt. Ludendorff hatte glänzende Ideen, aber er ahnte die Schwierigkeiten nicht, die sich ihrer Verwirklichung entgegenstellten. Und einen Diktator wollte er! Gut.

„Meistern“ wollte er all die Kritiker, Zweifler, alle, die aufmuckten und Schwierigkeiten machten. „Meistern.“ Gut, er ist Soldat und verfügt über Kräfte. Möglicherweise hätte er die Herde der „Staatsmänner“ auch mit Nutzen zu Paaren getrieben. Und doch welch erschreckende Verblendung! Ludendorff sieht das Volk so, wie er es sich denkt, und er vertraut auf Regierungsmittel, die zu irgendeiner Zeit einmal irgendwelchen Nutzen gebracht haben. Er ist kein Reaktionär, aber er ist ein Mann, der wie viele glaubt, der wesentlichste Zug an Bismarck sei Gewalttätigkeit gewesen und die Methoden, die dieser Gewaltige angewendet hat, seien heute noch im Deutschland der großen erwachenden Massen anwendbar. Er sieht voller Neid auf Lloyd George und Clemenceau. Aber er begreift nicht, daß wir Deutsche es waren, die durch irrsinnige Fehler der Politik und der Kriegführung diesen Despoten erst die unumschränkte Macht in ihren Ländern verschafft haben, und er begreift nicht, daß die Massen, solange sie nur Grund haben, daran zu g l a u b e n, stets sich den Sieg und Gewinn zum Ziel setzen werden. Endlich: er ahnt nicht, daß allzu vieles in Deutschland Schwindel war, als daß die Stimmung von 1914 hätte ewigen Bestand haben können. Das Gewissen war erwacht — mag auch noch so viel Selbstverleumdung sich eingemischt haben.

Mit brennendem Herzen denkt Ludendorff an den großen N a p o l e o n, der Feldherr und Herrscher zugleich war — höchste Steigerung der Wirkungsmöglichkeit. Aber er vergißt, daß dieser Napoleon als R e v o l u t i o n ä r, als Mann des Volkes zur Macht gelangt ist, daß er seine Vollmacht zum Aufstieg aus den Händen der Massen des Volkes empfangen hat, während ein Diktator nach Ludendorffs Sinn das traurige Los gehabt hätte, die arbeitenden Millionen durch das Feuer der Maschinengewehre zu Sklaven des Feldherrn zu machen. Es bleibt nur eine Utopie: ein demokratisch-sozialistischer General, also eine wilhelminisch-preußische Unmöglichkeit, das hätte der Mann sein können, der in kraftvollster Diktatur das Volk gegen den Feind hätte führen können. Aber auch ein solcher Mann hätte der Uebermacht der Feinde erliegen müssen, wenn er aus den unerhört schweren Krisen des Krieges nicht die Notwendigkeit eines auf Machterwerb und Gewinn r e c h t z e i t i g v e r z i c h t e n d e n F r i e d e n s erkannt hätte.

Nehmt alles in allem: trotz der Herrlichkeit heroischen Siegens in zahllosen Schlachten, trotz glühender Liebe zur deutschen Wohlfahrt — Ludendorff, einst unser Retter, hat unsere Zukunft einem verwegenen Traum geopfert. Nicht nur das militärisch-politische Ziel, das sich der General gesetzt hat, war falsch, falsch war vor allem auch der Weg Ludendorffs, der

politische wie der militärische. Seine Schuld, das hat diese Betrachtung ergeben, liegt ebenso sehr in seinem ureigensten Gebiet der Strategie, wie in seiner Stellung zu den Fragen der deutschen Friedenspolitik. Hier wie dort hat Ludendorff entscheidende Fehler begangen, durch eigene Schuld wie durch das Verschulden anderer, die ihn gewähren ließen. Das Schicksal dieses Mannes, gleichviel wie man über ihn urteilt, ist furchtbar; aber es ist zugleich das Schicksal des einst so stolzen Deutschen Reiches! Das Elend vermehrt sich durch den wüsten Streit, der darüber entbrannt ist. Wäre uns dieses Letzte wenigstens erspart geblieben! Die „Kriegserinnerungen“ bringen kein Oel für diese stürmische See. Solange die Lüge sich fortsetzt, das deutsche Volk selbst habe dies furchtbare Unglück über das Heer und die Nation gebracht, solange die Oberste Heeresleitung — der Kreis von Männern, die Ludendorff schon während des Krieges verhängnisvoll berieten — sich zum Stoßtrupp der politischen Gruppe macht, die die eigene schwere Schuld durch die Beschimpfung anderer von sich ablenken will, solange wiederholt sich der große Fehler dieses Krieges: der gemeinsamen Arbeit am Wohle des Reiches fehlt die unverzichtbare moralische Grundlage. Ludendorff hätte es in der Hand gehabt, erlösende Worte zu sprechen. Statt dessen hat er sein Buch vom Kriege an der entscheidenden Stelle zu einer leidenschaftlichen Streitschrift gemacht! Aus dem Problem ist ein Parteizank geworden. R. K.

Die Richtung Tirpitz.

Das Ziel der Nebenregierung.

Tirpitz-Ludendorff; das Format der beiden ist grundverschieden. Ludendorff ist der Mann des Details, ein ungeheurer Arbeiter, in der Materie erstickend und nur dem einen Gedanken folgend: Vernichtung des Feindes. Trotz höchster Ziele im Grunde ziellos, ohne politische Idee. Ganz anders Tirpitz. Zwar gleichfalls von täglicher Arbeit bestürmt, aber immer bestrebt, darüber zu stehen, den Kopf freizuhalten für eine weltpolitische Idee. Durch und durch Seemann, Schöpfer der Flotte, aber doch zugleich erfüllt von gewaltiger staatsmännischer Ambition. Ludendorff erzählt den Hergang des Krieges breit, mit der Sorge für die Einzelheit, noch an jeder Aktennummer haftend, aber ohne die letzten Probleme dieses Weltkrieges, der doch unendlich mehr war als eine kriegerische Mensur, anzupacken. Tirpitz läßt in seinen „Erinnerungen" alles Einzelne beiseite und arbeitet seine Idee mit großer Schärfe heraus. Es läßt sich fragen, ob vieles, was sich von ihm ex post unschwer mit Klarheit übersehen und in ein System bringen läßt, für Tirpitz vor dem Kriege und in ihm nicht doch noch nebelhaft war. Für die Hauptsache aber kann wohl der Großadmiral in Anspruch nehmen, innerhalb seines Ideenkreises konsequent gedacht, wenn auch nicht gehandelt zu haben. Kriegsbriefe, die den Erinnerungen als Anhang beigegeben sind, bestätigen das für wichtige Gebiete. Tirpitz hat es verstanden, in die Erzählung von seinen Ideen und seinem Handeln eine eindringliche Tragik zu legen. Er fühlt und schildert sich als einen Mann, der von Anfang an den richtigen Weg klar erkannt hat und den widrige Mächte verhindert haben, das Erlösende zu tun. Dergleichen wirkt immer peinlich, meistens auch irreführend. Es ist wahr, daß im Leben des nun gealterten Großadmirals ein tragischer Zug liegt, wie er wohl für keinen anderen Menschen in diesem Kriege im gleichen Maße zu finden ist. Tirpitz ist verhindert worden, schrankenlos die Probe auf sein Exempel, das ihm Lebensziel war, zu machen; aber das Tragische liegt weniger in dieser Tatsache als in dem ungeheuren Irrtum, in dem er seiner Idee nachgejagt hat, und in dem Verhängnis, das sich aus dem Versuch ergab, die deutsche Politik auf eigene Faust, ohne die staatsrechtliche Kompetenz und gegen den Willen der verantwortlichen politischen Leiter des Reiches zu machen.

Sein Leben war ein Kampf — nicht gegen den äußern Feind, sondern gegen die Hauptrichtung der deutschen Politik, vor allem im vergangenen Jahrzehnt.

Die außenpolitische Idee des Herrn v. Tirpitz, wie sie nun seit seinem Buch deutlich feststellbar ist, läßt sich kurz zusammenfassen: Erbauung einer mächtigen Flotte, die den Angriff gegen Deutschland mit einem ernsten Risiko verknüpft und — dies ist zum mindesten in seinem Buche der Kernpunkt — die das deutsche Reich bündnisfähig macht. Bündnisfähig gegen England, befähigt zum Bündnis mit Rußland und Japan. Die Aera Bethmann Hollweg zielte aufs Gegenteil: auf ein Bündnis mit England auf der Basis des Dreibundes. Lassen wir die fatale Halbheit der Bethmannschen Politik und ihre kompromittierende Geschäftigkeit bei der Annäherung an England zunächst beiseite. In diesem Gegensatz Tirpitz-Bethmann, in dem Streit um die westliche und östliche Orientierung, ist die furchtbare Saat des Weltkrieges aufgegangen! Keiner von beiden hat ihn gewollt, aber indem sie die deutsche Politik nach entgegengesetzten Seiten zerrten, verschuldeten sie den Riß, durch den der Feind eindringen konnte, sobald durch seinen Willen oder durch unsere Torheit ein Weltkrieg entfesselt war. So kam es denn auch.

Mit der russischen Idee des Herrn v. Tirpitz ist nicht alles gesagt. Sie wuchs auch sicherlich nur ganz allmählich und vorzugsweise in den „Erinnerungen“. Die Anfänge des Flottenbaues reichen in eine Zeit zurück, in der Tirpitz — dem strategischen Gedanken Caprivis folgend — noch nicht von dem deutsch-englischen Gegensatz erfüllt war. Die Flotte entstand zunächst in der Erwartung eines Zweifrontenkrieges. Ein sentimentales Element trat hinzu. Tirpitz, Reventlow und andere werden es Realpolitik nennen; an dem vagen Begriff der „Seegeltung“ werden sich immer die Geister scheiden. Tirpitz sah die Entfaltung des Welthandels und es war ihm ein unerträglicher Gedanke, „daß unsere Entfaltung auf dem breiten Rücken des britischen Freihandels und der britischen Weltherrschaft sich auf Widerruf vollzog“. Auf Widerruf! Freilich konnte es keinem Deutschen entgehen, daß die wirtschaftliche Ausbreitung Deutschlands auf dem Weltmarkt bei den großen Seemächten mit Mißgunst gesehen wurde, die um die Mitte der 90iger Jahre in England zum Teil gehässigsten und feindseligsten Ausdruck fand. Doch darf man von dieser Handelsrivalität niemals sprechen, ohne dabei der deutschen Stimmen zu gedenken, die um jene Zeit in aufdringlichster und anstößigster Weise der Welt den ungeschlachten Eintritt des jungen Deutschland Wilhelm II. in die Weltpolitik entgegenschrien. Nichts hat England mehr aufhorchen lassen als das Krügertelegramm. Und Tirpitz sagt es selbst: seine

rastlose Arbeit an der Verbesserung der Marine hat gerade in jener an sich kritischen Zeit England aufgerüttelt:

„Durch unser Beispiel wurden auch die Engländer gezwungen, zu arbeiten und den Seekrieg geistig wieder zu durchdringen. Zunächst haben sich die Engländer wenig um die kleine deutsche Flotte gekümmert. Erst durch Dienstvorschriften, die gestohlen waren oder von einem gesunkenen Torpedoboot stammten, sind die Engländer auf unsere Arbeit aufmerksam geworden. Seit etwa 1896 begann in der britischen Marine das Gefühl, daß wir Gegner seien."

Hier ist der Ausgangspunkt. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß das unbestimmte Gefühl: zum wachsenden Deutschland gehöre eine wachsende deutsche Flotte, entscheidend geworden ist. Immer wieder kommt Tirpitz darauf zurück: wir mußten den Welthandel schützen. Ja, war er wirklich bedroht? Hat nicht Frankreich ein Beispiel gegeben, daß es sich „auf dem breiten Rücken des britischen Freihandels und der britischen Weltherrschaft" sehr gut lebt, daß darauf ein Friede von Versailles zustande kommen kann? Tirpitz sagt, wir mußten „den trügerischen Glanz unserer damaligen Weltpolitik zu einer wirklich selbständigen Weltstellung umwandeln". Eine ungeheure Propaganda stellte er in den Dienst dieser Idee und die Nationalökonomen lieferten, wie ihnen Tirpitz gerne bescheinigt, dem Flottenverein und der Propagandaabteilung der Marine „die wissenschaftliche Grundlage". Was konnte die Wissenschaft dabei leisten? Sie konnte nichts anderes tun, als die Tatsache feststellen, daß Deutschlands Arbeit auf die Welt verkauft werden müsse, damit der deutsche Boden sein Volk ernähre. Aber niemals folgte aus der Erkenntnis, daß Deutschland sich mehr und mehr von Uebersee her ernähren müsse, ohne weiteres die Schlußfolgerung der Tirpitzschen Propaganda: also braucht Deutschland eine formidable Flotte. Die Frage hieß nicht, wie Tirpitz meint, Kapitulation oder Kriegsdrohung, sondern es mußte das höchste Ziel der Staatskunst sein, ohne Kapitulation und ohne Drohung mit Krieg der deutschen Arbeit die Bahn frei zu machen. Hätte England, das unsere wirtschaftliche Entwicklung mit voller Deutlichkeit sah, unsere Kapitulation gewollt, oder gar unsere politisch-wirtschaftliche Vernichtung, so hätte es damals nur zuzugreifen brauchen. Statt dessen suchte die englische Politik um die Jahrhundertwende den Weg zum Bündnis mit Deutschland. Wir verpaßten die Gelegenheit — aus Gründen östlicher Orientierung und um nach dem Wunsch des Herrn v. Holstein „freizubleiben".

Tirpitz wollte die große Flotte um jeden Preis. Er verwarf die westliche Orientierung und trieb zum Bündnis mit Rußland aus dem richtigen Gefühl heraus, daß Flottenbau nach Belieben im Falle der Isolierung Deutschlands oder der Annäherung an England nicht möglich sei. Nicht weil England,

dem deutschen Reich die Wege über die See versperren wollte — nirgends arbeitete der Deutsche leichter als im britischen Kolonialreich —; die wilden Ausbrüche der neunziger Jahre machten in England bald einer besonneneren Stimmung Platz, wenn auch, wie in jedem Land, die Schreier unausrottbar waren und das englische Wirtschaftsinteresse stets das Haupttriebsmittel der englischen Politik blieb. Sondern deshalb, weil sich der englische Wirklichkeitssinn unter der deutschen Seegeltungs-Romantik nichts anderes vorstellen konnte als einen Schleier, hinter dem die Absicht stand, die englische Seegewalt zu paralysieren. Es war ja auch nicht anders. Jede Zeile, die Tirpitz heute zur Begründung der Notwendigkeit einer mächtigen Schlachtflotte, die England Schach gebieten könne, schreibt, liefert doch nur der englischen Beweisführung von der Gefährlichkeit der deutschen Flottenpläne für die überragende englische Stellung zur See erwünschtes Material. Tirpitz sagt es selbst: die Schlachtflotte wurde gegen England gebaut. Um die Flotte zum Kampf gegen England tauglich zu machen, lehnte Tirpitz die Kreuzer-Idee, die auch dem Kaiser vorschwebte, beharrlich ab; er wollte Schlachtschiffe für den Entscheidungskampf. Nicht der Flottenbau an sich war das Entscheidende, sondern der Flottenbau in Tirpitzscher Absicht. Nach dieser Absicht richtete er die Baupläne ein, darnach die Taktik und die Ausbildung der Mannschaft. Mancher von denen, die im Glauben an die Notwendigkeit einer großen deutschen Flotte zum Schutze alljährlich hinausziehender Millionen von Deutschen und zum Schutze unseres Handels und unserer Kauffahrteiflotte, vor allem auch im Glauben an die praktische Möglichkeit eines solchen Schutzes, dem Großadmiral v. Tirpitz als dem Begründer und Organisator der deutschen Kriegsmarine unbegrenztes Vertrauen geschenkt haben, wäre vermutlich doch an ihm irre geworden, wenn er erkannt hätte, daß mit der „Seegeltung" der Flottenkampf gegen England gemeint sei.

Innerhalb seiner Idee zeigt Tirpitz in seinen „Erinnerungen" Konsequenz. Er verwirft — wie andere auch — die phantasievolle deutsche Balkan- und Orientpolitik und sieht in der Versteifung unseres Denkens und Handelns auf die unentwegte Bundestreue mit Oesterreich-Ungarn einen Grundfehler der deutschen Politik in der Epoche vor dem Weltkrieg. Mit welcher Schärfe Tirpitz dieses Urteil schon vor dem Kriege hatte, ist allerdings nicht ersichtlich. Heute steht es auch für den, der nicht wie Tirpitz eine Kampfstellung gegen England und ein Bündnis mit Rußland suchen wollte, fest, daß die Sorglosigkeit, mit der die deutsche Politik sich auf der schwankenden Brücke bewegte, die auf dem unsicheren Boden Oesterreich-Ungarns und im politischen Labyrinth der Türkei nur schwache Stützen hatte, während ihre Bogen über die Balkanvölker hinweg gefährlich weit gespannt waren, das Reich zu den verderblichsten Abenteuern verleitet hat. Das Gefühl, uns in letzter Stunde vor der völligen

Aufteilung der Erde unter die Weltvölker noch ein großes weltpolitisches Ziel setzen zu müssen, wo immer es auch sei, hat uns in ein gefahrenreiches Land geführt. Wir verdanken es nicht zuletzt der Rührigkeit privater Wirtschaftsinteressenten, daß wir das Wagnis unternommen haben, die seit Jahrhunderten offensichtliche politische Hauptrichtung Rußlands an der empfindlichsten Stelle zu durchqueren. Heutzutage finden sich immer mehr Menschen von Rang und Einfluß zusammen, die in der Balkan-Bagdad-Richtung unserer Politik den Kardinalfehler erblicken. Staatsmänner, Generäle, Admiräle, Politiker. Tirpitz am schärfsten. Aber sie alle — unter ihnen Bethmann Hollweg sebst — haben sich auf den bekannten Boden der gegebenen Tatsachen gestellt. Alle zusammen wären sie aber mächtig genug gewesen, der deutschen Politik eine entscheidende Wendung nach anderer Richtung zu geben. Spätestens seit Marokko mußte es den Deutschen klar sein, daß weder Romantik noch der Wille, um jeden Preis dabei zu sein, noch vollends privatkapitalistische Sonderwünsche es dem jung in die Welt hineinwachsenden deutschen Volke erlaubten, ohne Gefahr für den Frieden und damit für sein Leben in irgend einem Weltteil eine Machtpose unter Verzicht auf sorgsamste Zusammenarbeit mit den alten Weltvölkern einnehmen zu wollen. Da viele die Gefahren sahen, war es im Grunde eine unerhörte Energielosigkeit, daß die deutsche Politik ihre Grundlinie nicht rechtzeitig verbesserte.

Tirpitz wollte sie verbessern, so sagt er. Aber das Mittel, das er empfahl, war denkbar ungeeignet. Er wollte dem deutschen Reiche die Bahn freimachen, indem er England durch eine mächtige deutsche Kampfflotte zurückzuschrecken und Rußland-Japan mit dem durch solche Seemacht bündnisfähig gewordenen Reich zusammenzuschließen suchte. Beides gehörte nach seinem eigenen Urteil untrennbar zusammen. Vorbedingung dafür war die Liquidierung unserer antirussischen Politik im nahen Orient. Von diesen drei Gliedern der Tirpitzschen Außenpolitik vermochte der Staatssekretär des Reichsmarineamtes nur das erste auszuführen, alles andere blieb außerhalb seines Ressorts. Wich die Reichsregierung von ihrer Grundlinie nicht ab und wollte oder konnte sie die Annäherung an Rußland nicht vollziehen, so war die Lebensarbeit des Herrn v. Tirpitz von vornherein dazu verurteilt, das Deutsche Reich in die größte Gefahr zu bringen, die sich überhaupt denken ließ. Ob Tirpitz dies nicht sah oder ob er es nicht beachtete, geht aus seinen „Erinnerungen" nicht hervor. Die Wirkung steht aber fest: während die deutsche Politik Rußland am Balkan und im Orient so entscheidend störte, daß jeder Bündnisversuch aussichtslos bleiben mußte, führte Herr v. Tirpitz die Hälfte seines Programms: den Flottenbau gegen England mit rücksichtsloser Energie und mit einer an sich bewundernswerten Meisterschaft der Organisation durch. Der Propagandalärm und

unerhörte Taktlosigkeiten des Kaisers stießen den englischen Gegner immer von neuem mit der Nase auf die „großartige Entwicklung der deutschen Flotte“. Man holte sich den englischen König eigens nach Deutschland, um ihm die Wunderwerke möglichst genau zu zeigen, mit denen Tirpitz — wenn auch, wie er sich einredete, ohne Kampf — Großbritannien zu überwinden hoffte. Ist das nicht ungeheuerlich? War es nicht ein Wahnsinn, daß Tirpitz von seinem Rezept Erfolg verhoffte, solange niemand daran dachte, die zweite Hälfte seines Programms: Bündnis mit dem Osten, auszuführen? Kann sich Tirpitz wirklich als ein Meister der Staatskunst feiern lassen, kann man seinen umfassenden, über die Enge des Ressorts hinausstrahlenden Geist noch wirklich rühmen, wenn ihm ein so unbedingt kardinaler Fehler zu Last fällt? Die Verwerflichkeit der propagandistischen Methoden und die mit niedriger Intrige arbeitende politische Wühlarbeit, die im Dienste des Großadmirals betrieben worden ist, oder auch die schweren Vorwürfe, die aus Fachkreisen gegen die fachliche Arbeit des Admirals erhoben worden sind, sollen uns hier nicht kümmern. Es kommt vielmehr darauf an, die verhängnisvolle Wirkung der Tirpitzschen Politik für die Geschicke unseres Reiches klarzulegen und den Grund dafür aufzuzeigen Es war gewiß nicht die Schuld des Herrn v. Tirpitz, wenn ihm, worauf er den Leser immer wieder hinlenkt, nicht die Möglichkeit gegeben worden ist, seine Ideen ganz durchzuführen, Aber da er wußte, daß Bethmann Hollweg, der ihm übergeordnete Kanzler, das Gegenteil seiner eigenen Ideen erstrebte, trifft ihn die volle Verantwortung für die unglückselige Duplizität der deutschen auswärtigen Politik vor dem Kriege. Sie hat uns ins Verderben geführt.

Die Vereitelung der Verständigung mit England.

Die „Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland“ erscheint Tirpitz als die Wurzel des Uebels der deutschen außenpolitischen Lage. Er verkennt, daß dieser Vertrag, als ihn Caprivi fallen ließ, schon ziemlich inhaltlos geworden war; die deutsche Politik geriet immer mehr in das Fahrwasser der Wiener Balkanpolitik. Es ist oft genug gesagt worden, daß die Gegner der Kündigung sich nicht mit vollem Recht auf den Fürsten Bismarck nach dessen Abschied berufen können. Bei Hammann („Zur Vorgeschichte des Weltkrieges“) finden sich neue Nachweise dafür, daß Bismarck sich durchaus nicht so stark an Rußland anzulehnen wünschte, wie das Tirpitz voraussetzt, daß er sogar, wie in der polnischen Frage, Lösungen erwog, die nur in Feindschaft mit dem Zaren gesucht werden konnten. Es ist ja auch bekannt, daß Bismarck im Jahre 1887 einen energischen Annäherungsversuch an England gemacht hat. „Seit der Kündigung des Rückversicherungsvertrags“

(1890) hat Tirpitz, wie er sagt, **nicht mehr** an die Möglichkeit geglaubt, mit Rußland anders zu einem Bündnis zu kommen als über Japan. Daß dies nicht leicht sei, mußte er wissen. Und doch betrieb er von den 90er Jahren an die antienglische Politik! Also ohne selbst nach **seinem** Dogma auch nur auf die Möglichkeit der Rückendeckung bei Rußland hoffen zu können. Vollends: als am 31. Oktober 1904 (während des russisch-japanischen Krieges) eine Sitzung beim Reichskanzler (Bülow) stattfand, „in welcher Herr v. Holstein in Verfolg von kaiserlichen Initiativschritten dafür eintrat, Rußland ein Bündnis anzubieten", entpuppte sich Herr v. Tirpitz als der eifrigste **Gegner** dieser Idee und entwickelte Gründe dagegen, die sich sehr schlecht mit seinem Leitgedanken des deutsch-russisch-japanischen Blockes vereinbaren lassen. Das sind unverkennbare Widersprüche. Wie aussichtslos aber die Idee an sich war, zeigte sich alsbald: „Das Bündnisangebot ist damals abgegangen. Wie mir Holstein später mitteilte, zeigte Rußland die kalte Schulter". Im Juli 1905 schloß Wilhelm II. mit dem Zaren das Abkommen von Björkö, aber die russische Regierung, die ihre realen Interessen in Konstantinopel einem freundlichen Gesicht Deutschlands naturgemäß vorzog, wollte nichts davon wissen. Was hatten wir Rußland, dem Panslawismus, überhaupt zu bieten, solange wir nicht unsere Balkan- und Orientpolitik fallen ließen? Was hatte dagegen England zu bieten? Die Rechnung ist einfach. **Japan** aber spürte, als es die Früchte seines Sieges über Rußland einstreichen wollte, die unangenehme Einmischung Deutschlands und in Tsingtau, der Tirpitzschen Schöpfung, sah es höchstens die Möglichkeit, ein Erzeugnis deutscher Tüchtigkeit mühelos gelegentlich einzustecken. Dem Bündnisgedanken des Großadmirals **fehlte** somit auch **jede reale Voraussetzung**. Aber man sieht es ja: im Jahre 1904 war ihm selber nicht viel daran gelegen. Umso größer ist die Rolle, die er seinem Bündnisgedanken in den „Erinnerungen" gibt. . . .

Ohne den kontinentalen Rückhalt war der deutsche Flottenbau Tirpitzschen Formats eine Absurdität. Aber auch in Verbindung **mit** einer nach Osten orientierten Bündnispolitik wären die Flottendrohung und die gesamte Tendenz der Marinepolitik gegen England nicht zu rechtfertigen gewesen. Darüber wird freilich stets Streit sein. Tirpitz hat sich wohl ein Menschenalter hindurch mit englischen Verhältnissen befaßt. Aber es gibt andere Kenner Englands und seiner Geschichte, die zu der entgegengesetzten Auffassung gekommen sind. Einer der beiden Richtungen wird man sich anvertrauen müssen und man darf sich nicht dadurch stören lassen, daß es Anhänger der **Verständigungsidee** gibt, die durch die Art, wie sie sich die Lösung dachten und wie wir sie versuchten, der Idee selbst unnabsehbaren Schaden zugefügt haben.

Zu ihnen gehören insbesondere die verantwortlichen Leiter der deutschen Politik vor dem Kriege und während desselben. Zu ihnen gehört auch Wilhelm II., der im Verkehr mit England das Höchstmaß des Unmöglichen erreicht hat. Man darf sich auch nicht stören lassen durch die ungeheure Abneigung von Volk zu Volk, die in der wilden Pressehetze zu gewissen Zeiten vor dem Krieg und später zum Ausdruck gekommen ist. Wenn wir uns in die Lage Englands versetzen, das gegenüber einer ungestüm und mit drohenden Gebärden aufsteigenden jungen Macht seine Seegewalt, auf der sein gesamter nationaler Wert beruht, zu verteidigen hat, und zwar in einer Zeit, wo aus mannigfachen Gründen politische Hochspannung herrscht, so ist zu sagen, daß wir den Aufstieg eines solchen Volkes vermutlich nur dann zuzulassen geneigt wären, wenn er uns nicht durch Drohung abgerungen, sondern wenn er durch gütliche Einigung ermöglicht werden sollte. Den Weg der gütlichen Einigung verwarf aber Tirpitz und wählte statt dessen den Weg der Gewalt. Indem er auf die Weltlage spekulierte, daß nämlich Frankreich und Rußland nicht angriffsfertig seien, daß Rußland am Kampf mit uns kein Interesse habe, daß zwischen diesen beiden und Großbritannien ernste Reibungen vorhanden seien usw., glaubte er, durch die beschleunigte Schaffung einer für den Kampf mit England bestimmten Hochseeflotte England so lange in Schach halten zu können, bis wir durch östliche Bündnisse die Vorhand gewonnen hätten. Daß England während der Bauzeit tatsächlich den Frieden bewahrte, daß es uns gewähren ließ, erscheint Tirpitz als ein Verdienst der Flottenpolitik — England habe den Kampf nicht riskiert. Und der Großadmiral stellt mit Befriedigung fest, daß kurz vor dem Krieg ein Verhältnis zu England erzielt worden sei, das so gut gewesen sei wie nie zuvor. Er habe darum nicht an die Möglichkeit eines Weltkrieges gedacht.

Tirpitz widerlegt hier die verhängnisvolle Theorie, daß England den Krieg „gemacht" habe. Er spricht zwar auch von der englischen „Einkreisungspolitik", einem Schlagwort, mit dem sich der gute Deutsche jahrelang beruhigt zu Bette gelegt hat, weil es ihm das Nachdenken über die Kriegsursachen zu ersparen schien. Aber Tirpitz faßt diesen Gedanken, der mit am meisten dazu beigetragen hat, daß das deutsche Volk heute, nachdem bisher verdeckt gehaltene Wahrheiten aufstiegen, aus den Wolken fallen mußte, nicht so moralistisch-befriedigend auf wie Herr v. Bethmann Hollweg oder gar wie Herr Helfferich in seiner Tendenzschrift über die Vorgeschichte des Weltkriegs, die trotz der Verbrämung mit interessanten persönlichen Erlebnissen zum Oberflächlichsten gehört, was über die englische Politik von einem Manne von Rang bisher geschrieben worden ist. Daß diese „Einkreisung", nämlich das Ergebnis der Konzentrierung der deutschen Politik auf das Wien—Bagdader Steckenpferd, nicht der Absicht der

Engländer entsprungen ist, den deutschen Rivalen totzuschlagen, sondern der Furcht, England könnte, nachdem es den Flottenvorsprung infolge der deutschen Anstrengungen zum guten Teil eingebüßt hat, politisch matt gesetzt werden — das war doch gerade auch die Absicht der Tirpitzschen Richtung —, das ist Tirpitz selbst keineswegs verborgen geblieben und er sieht genau, wie ungeheuerliche Dummheiten und Leichtfertigkeiten der deutschen Politik den Ring um Deutschland durch deutsche Hand immer fester geschlossen haben — zur Freude und zum Nutzen seiner Feinde. Nur eines sieht Tirpitz nicht: den außerordentlich großen Anteil, den seine eigene Flottenpolitik an dieser Entwicklung zum Schlimmen gehabt hat. Es ist endlich an der Zeit, daß wir Deutsche einsehen, welch großen Teilbetrag der Schuld an der explosiven Weltlage seit zwanzig Jahren wir selbst — Deutschland und Oesterreich-Ungarn — gehabt haben. Ein Deutscher, wenn er nicht ganz von Gott verlassen ist, wird hoffentlich nie in die Gefahr kommen, den Schuldanteil der anderen an dieser entsegenen Vorgeschichte des Krieges zu übersehen. Aber wir dürfen uns nicht länger darüber täuschen, daß England wiederholt ernsthaft versucht hat, als es Deutschland groß werden sah, und als der erste Impuls: den Rivalen zu vernichten, überwunden war, den deutsch-englischen Gegensatz aus der Welt zu schaffen. Ein friedlicher, auf das Tirpitzsche Gewaltmittel verzichtender weltwirtschaftlicher Aufstieg unseres Reiches war zweifellos möglich. Vor allem ist das, was man die eigentliche „Einkreisungspolitik" nennt, erst entstanden, nachdem der englische Fühler von 1901 an den östlichen Ideen Holsteins gescheitert war und nachdem die oben genannten Versuche Deutschlands, mit Rußland zu einem Bündnis (gegen England) zu gelangen, gemacht, aber mißlungen waren. Die Richtung Tirpitz: Flottenbau gegen England und Bündnis mit Rußland—Japan hat die Mächtekonstellation vor dem Kriege im höchsten Maße begünstigt, wenn nicht geradezu herausgefordert und dem dadurch unmittelbar bedrohten England aufgezwungen.

Nachdem wir im Netze steckten, setzte sich Bethmann Hollweg, als er die Erbschaft Bülows übernahm, das Ziel, uns wieder aus seinen Maschen zu befreien. Der Gedanke war der einzig richtige. Die Ausführung war kläglich. Aber man muß Bethmann zugute halten, daß nicht nur die mißtrauische und auf ihre Sicherheit sorgsam bedachte englische Politik gegen ihn stand, sondern auch die Richtung Tirpitz. In den Verhandlungen mit Haldane, im Februar 1912, war denn auch die Flottenpolitik des Herrn v. Tirpitz der springende Punkt. Soeben war die Flottennovelle, die eine abermalige Verstärkung der Rüstung bedeutete, ergangen. Am liebsten hätten die Engländer freilich das deutsche Hauptprogramm (das Flottengesetz von 1897 und 1900) herabgedrückt; die eigentlichen Verhandlungen

gingen aber nur über die Novelle von 1911. Die Engländer, die von ihrem Standard nicht lassen wollten, kamen durch das ewige Wettrüsten finanziell ins Gedränge. Sie wünschten die Sorge loszuwerden und stellten uns dafür eine großzügiges Kolonialprogramm zu unseren Gunsten in Aussicht. Die erfolgversprechenden Verhandlungen zerschlugen sich. Aus zwei Gründen. Einmal, weil Herr v. Bethmann darauf bestand, daß England die Verbindung mit Frankreich und Rußland löse, indem es mit uns für den Fall eines unprovozierten Krieges mit diesen Ländern ein Neutralitätsabkommen schließe. Es wäre zu höflich, dieses Verlangen Bethmanns mit der impatience des réalisations zu entschuldigen. Es war eine Unklugheit ersten Ranges. Nur bei einer vollkommenen Verkennung der englischen Politik und des Wesens der auf Sicherung bedachten Ententeverträge Englands konnte ein deutscher Staatsmann von heute auf morgen einen so gewaltigen Sprung der englischen Staatsleiter verlangen. Herr v. Bethmann glaubte aber, mit dem Verzicht auf das Novellchen nur vor die Augen seiner Nebenbuhler treten zu dürfen, wenn er der Marine und dem Kaiser einen sofort greifbaren politischen Gegenwert heimbrachte. Er gesteht das in seinem Buche selbst. War die Novelle das wert? Hätte man wirklich nicht auf sie verzichten können, auch ohne Neutralitätsabkommen, das heißt ohne einen Freibrief (so mußte es doch den Engländern erscheinen!) zu bekommen für die ungestörte Niederwerfung Frankreichs in einem Kontinentalkrieg? Wäre die allmähliche Anbahnung eines geordneten Verhältnisses zu England nicht unendlich viel mehr wert gewesen als die Flottennovelle? Die Antwort ergibt sich aus der Entstehungsgeschichte der Novelle: Tirpitz brachte sie ein — er schreibt es wörtlich — „um den diplomatischen Echec zu heilen", den wir durch die unsinnige Entsendung des „Panther" 1911 nach der Meinung des Großadmirals erlitten hatten. „Wir mußten das tun, was Bismarck in ähnlichen Fällen getan hatte, nämlich .... eine Wehrvorlage einbringen." Sätze wie dieser leuchten der Denkungsart des Admirals bis auf den tiefsten Grund. Prestige — Tricks kleinlichster Herkunft! Und davon hängen Völkerschicksale ab. — Genug: Tirpitz hätte das eine oder das andere Schiff der Novelle preisgegeben, jedoch nur bei entsprechendem politischem Gewinn. In London lachte man Haldane aus, als er zurückkam, denn das Wesentliche waren nicht die drei Schiffe, sondern die Vermehrung des Mannschaftsbestandes, die England, um dies auszugleichen, zur Aufwendung von 18 Millionen Pfund gezwungen hätte. Die Mannschaftsfrage war überdies der schwache Punkt der englischen Flotte vor dem Kriege. Das gab den Ausschlag. Der Annäherungsversuch war gescheitert; den wahren Grund teilt Tirpitz nicht mit, man findet ihn in Bethmanns Buch.

Wie stark aber das Bedürfnis der Engländer war, den Frieden trotzdem aufrecht zu erhalten und wie gute Arbeit für den Frieden Sir E. Grey tatsächlich in der Folgezeit tat, wird auch von Tirpitz anerkannt. Er folgert daraus: die Flottenpolitik ist an dem Kriege unschuldig. An der Veranlassung, die den letzten Anstoß gab, gewiß nicht. Tirpitz beurteilt die Julikrise und die unverantwortliche, völlig unbegreifliche Haltung der deutschen Regierung während dieser Zeit ungefähr im selben Sinne, wie das in der „Frankfurter Zeitung" geschehen ist. Er argumentiert vernichtend, es geht ja gegen Bethmann Hollweg! Aber niemand sollte verkennen, daß aus den ungeheuren Dummheiten der Mittelmächte, die glaubten, das militärische Experiment gegen Serbien ohne Weltkrieg ausführen zu können, die europäische Katastrophe nur deshalb mit so elementarer Gewalt trotz ehrlichster Vermittlungsbestrebungen entstehen konnte, weil eben die europäische Atmosphäre noch durch und durch verpestet war: verpestet durch die Revancheidee für 1870, die Rückstände von Marokko, durch den Imperialismus Rußlands, dessen Lebensziele wir kühn durchquerten, und vor allem durch den deutsch-englischen Gegensatz, der durch die Flottenpolitik und die unerhörte nationalistische Hetze immer und immer wieder von neuem erzeugt und vertieft worden ist.

So ist denn einer der Giftströme, die sich über Europa ergossen haben, jene deutsche weltpolitische Idee, die am sichtbarsten in Tirpitz verkörpert wird, die aus unseliger Machtromantik geboren ist und unvermeidlich zum Verderben ausschlagen mußte, weil sie die deutsche Politik in zwei Richtungen auseinanderriß, von denen die Tirpitzsche, da sie nicht nur falsch, sondern auch illegitim und deshalb notwendiger Weise zur Halbheit verurteilt war, immer nur zum Bösen gereichen konnte. So haben wir nur den Unsegen des Tirpitzschen Weltgedankens geerntet, — um den Preis einer schönen Flotte, die nun verloren ist. Und es trifft den Großadmiral die schwere Anklage, bewußt der Staatspolitik, in der er nur ein dienendes Glied war, entgegengearbeitet zu haben. Das wenige, das an der deutschen Politik noch gut gedacht war, ist dadurch unterhöhlt worden — vor dem Kriege und während des Ringens um unser Leben. Das Chaos der deutschen Politik hat im Wirken dieses Mannes eine seiner Wurzeln. Es ist die Schuld aller, ein System geduldet zu haben, das sich von Tirpitz den Zauber qualmender Dreadnoughtsgeschwader und von seinem Gegner Bethmann Hollweg ein politisches Ziel entlehnt hatte, ein Ziel, das uns in den Rauchwolken der Schlachtschiffe notwendigerweise verloren gehen mußte. In dem Zwiespalt zwischen Tirpitz und Bethmann Hollweg, zwischen Größenwahn und Unzulänglichkeit, ist dieses System zuerst vom Feind und dann vom eigenen Volk zerstört worden — aber in der Katastrophe des alten Staatsgebäudes ist zugleich das Glück Deutschlands verloren gegangen.

Der Streit um die Seekriegsleitung.

Am 24. August 1914 schrieb Tirpitz in einem seiner Kriegsbriefe: „Ich kann wenig tun, und trotz der glorreichen Siege liegt es wie ein Alp auf mir. Du wirst mir tragen helfen, wenn eine Zeit kommt, in der man mit dem Finger auf mich zeigt. Innerlich bin ich mir freilich absolut sicher, in der Flottenfrage den einzigen Weg für Deutschland eingeschlagen zu haben, den es gab, wenn unser Volk nicht herabsinken wollte." Am 24. August 1914, als es kaum einen Deutschen gab, den nicht die ungeheure Welle des Gefühls für die Größe der Stunde erfaßt, zu einer Zeit, da auch ein Tirpitz keinen Tadel zu fürchten hatte. Dennoch war es ihm übel. Diese Briefstelle ist nicht vereinzelt — der Großadmiral war voller böser Ahnung, irgend etwas benahm ihm den Atem, er fühlte Schuld in sich! Und aus diesem beklemmenden Gefühl heraus wuchs eine ungeheure Leidenschaft, ein wilder Betätigungsdrang. Freilich gaben ihm sein starkes Soldatentemperament und der große Erfolg seiner organisatorischen Leistung, der Beifall des Kaisers und des Volkes Grund genug, an sich schon tief enttäuscht zu sein, daß der Kaiser seinen Vorschlag vom 29. Juli 1914, die Leitung des Seekrieges ihm, dem Großadmiral selbst, zu übertragen abgelehnt hat. Das war ein schwerer Schlag für Tirpitz, denn nun galt es ja zu zeigen, was die Tirpitzsche Flotte im Tirpitzschen Kriege gegen England vermöchte Wilhelm II. zog es vor, „sich persönlich die Führung seiner Lieblingswaffe vorzubehalten," sich persönlich, das heißt seinem Marinekabinett Tirpitz findet ungemein harte Worte über den Kaiser, an dieser und an anderen Stellen. Er muß ihm in tiefster Seele verhaßt sein. Wer den Kaiser so beurteilt hat, wie er tatsächlich war, wird über die äußerst peinlichen Enthüllungen, die Tirpitz über seinen „kaiserlichen Herrn" macht, sachlich unschwer hinwegkommen, aber es erfüllt mit Ekel, wenn diese Männer, die sich in der Gnadensonne nicht genug baden konnten, heute die ersten sind, die ihren Kaiser so splitternackt an den Pranger stellen. Es ist vollends verächtlich, durch solche Art seinen eigenen Ruhm für die Nachwelt vermehren zu wollen.

Zur Sache selbst, über die beispiellose Fäulnis dieses Kabinettssystems und über die unglaubliche Desorganisation an höchster Stelle, besonders in Marinedingen, bringt Tirpitz wertvolle Belege. Sein Urteil ist sicher richtig, daß nicht erst im September 1918, als der Krieg verloren war, der Kaiser sich hätte entschließen dürfen, eine Oberste Seekriegsleitung einzusetzen. Es ist höchst unreinlich und obendrein feig, daß es den höchsten Stellen nützlich erschien, Tirpitz dadurch loszuwerden, daß sie in entscheidenden Stunden hinter seinem Rücken spielten. Sehr bezeichnend für die chaotische

Art der Geschäftsführung ist, daß der Kaiser, wie Tirpitz sicher zutreffend beobachtet hat, in dem Chef seines Marinekabinetts, dem Admiral v. Müller, — der mit Tirpitz arbeiten sollte, obwohl sich beide nur mit Widerwillen gemeinsam an den Tisch setzten — „einen vorzüglichen Vermittler zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen wie Bethmann und ich es waren" sah. So hielt der Kaiser alle Richtungen um sich versammelt und hoffte, daß etwas Gutes dabei herauskomme, wenn er sie geschickt gegeneinander ausspiele und von jedem das dem kaiserlichen Herzen Gefällige nehme. Das aber war das Verkehrteste, denn nicht nur ging die Einheitlichkeit der Reichsleitung völlig verloren, sondern die Wunde wurde künstlich offen gehalten und vertieft, indem Männer zusammengedrängt saßen, die sich von Grund aus haßten. So war es ja nicht nur in Marinefragen. Ludendorff und Kühlmann standen schlimmer als feindlich gegeneinander und selbst Hindenburg konnte zu Zeiten seine Abneigung gegen Bethmann nicht hinunterschlucken. So fiel alles auseinander — das Denken, das Handeln. Verhängnisvolle Folgen waren unausbleiblich. Doch ziehen es die großen Führer und ihre Trabanten vor, von der Spaltung im Volk und nicht von dem Kampf bis aufs Messer zu reden, der sich tagtäglich zwischen seinen Führern zu unserem schwersten Schaden abgespielt hat

Der **Kaiser** hat es zugelassen, daß die Flotte zum Kampfe gegen England gebaut werde, aber er hat verhindert, daß sie richtig verwandt wurde: sie wurde „in Watte gepackt", sagt Tirpitz. Aus seinem Buche und aus seinen Briefen spricht eine ungeheure Wut über die **Zurückhaltung der Flotte im Seekampf**. Sofortiger Angriff wäre das richtige gewesen, erklärt Tirpitz. **Pohl**, den Chef des Admiralstabs, fällt er wütend an, weil er den entscheidenden Kampf vermied und der Direktive des Kaisers folgte, der jeden Verlust seiner ihm so ans Herz gewachsenen Marine scheute. Bisher war es die Lesart der Pressemeute, die der Tirpitz-Richtung nachläuft, daß die Engländer, feig und perfide wie sie nun einmal seien, sich vor der kampflustigen deutschen Flotte in ihre Häfen verkrochen hätten; das wird sich nun nicht mehr gut behaupten lassen, denn Tirpitz widmet viele Seiten seines Buches dem Nachweis, daß eine herrliche Gelegenheit, gegen England den großen Schlag zu führen, durch die Dummheit der deutschen Flottenleitung und die Wehleidigkeit höchster Persönlichkeiten verpaßt worden sei; als Widerspruch scheint es Tirpitz nicht empfunden zu haben, daß er an anderer Stelle auseinandersetzt, die deutsche Flotte sei inzwischen so groß geworden, daß der Entwicklung der Kampfgeschwader im nassen Dreieck ernsthafte Schwierigkeiten entgegengestanden seien, während er andererseits einräumt, eine große Schlacht könne auch nach seiner Meinung nur in nächster Nähe von Helgoland, dem Stützpunkt, geschlagen werden. In diese Details einzu-

bringen ist Sache der Fachmänner, die Tirpitz so überaus schwerwiegender Versäumnisse beschuldigen. Dem Laien wird der Einwand nahe liegen: wie soll denn die englische Flotte zu einer Schlacht bei Helgoland gezwungen und besiegt werden, wenn sie so klug ist — daß es klug war, leugnet Tirpitz nicht —, sich auf einen für sie zwecklosen Flottenkampf überhaupt nicht einzulassen, da ihr die Blockade nützlicher vorkam? Mir scheint, als habe die britische Admiralität die ganze Tirpitzsche Flottenpolitik der vergangenen Jahrzehnte und den strategischen Hauptgedanken des Großadmirals: Entscheidungskampf, durch das einfache Manöver ad absurdum geführt, daß sie statt den Flottenkampf die Blockade wählte. Das ist eine abscheuliche Perspektive. — Tirpitz verweist auf die Seeschlacht beim Skagerrak, die nach Jahren unter Admiral Scheer zustande kam. Die deutsche Flotte hat sich herrlich dabei geschlagen. Wer aber richtig zu lesen versteht, kann selbst aus der Tirpitzschen Darstellung erkennen, daß wir es nur der Entschlußkraft Scheers verdanken, die deutsche Flotte, die in eine Falle (gegen das in Rauch und Nebel liegende englische Gros) lief, damals vor der Vernichtung bewahrt gesehen zu haben. Aber gesetzt den Fall, wir hätten am Skagerrak einen glänzenden Sieg erfochten — hätte sich die Kriegslage im großen dadurch geändert? Prestigeverlust Englands mit einzelnen Folgen. Gut. Aber der Kriegswille der Feinde und ihre unvergleichliche günstigere Gesamtposition wären nicht erschüttert worden. In *diesem* Kriege konnte die deutsche *Schlacht*flotte zwar vieles nützen, aber niemals die Entscheidung bringen.

Tirpitz sucht es so darzustellen, als habe die offizielle *Politik*, die Verständigungsduselei, das Gewinsel vor England und die angebliche Parole Bethmanns: „nur nicht reizen“, oder was Tirpitz sonst noch anführt, die Verwendung der Schlachtflotte, des Tirpitzschen Instrumentes, verhindert. Die Begründung: Bethmann habe im Kriege die deutsche Flotte an England verschachern wollen, soll wohl heißen: Frieden unter Preisgabe der Flotte. Bethmann Hollweg hat sicherlich, wie vor dem Kriege, so in ihm, die ungeschicktesten Schritte getan, um mit England wieder ins Reine zu kommen, aber ein solcher Unsinn, wie ihn hier Tirpitz unterstellt, ist dabei doch wohl nicht in Betracht gekommen. Nein, wenn Tirpitz ein Hauptübel der deutschen Kriegführung in der Nichtverwendung der Schlachtflotte sieht, so trifft dieser Vorwurf, sofern er überhaupt erhoben werden kann, ausschließlich die *Marineinstanzen* und ihren obersten Kriegsherrn. Admiral Pohl war doch wohl keine Null aus der Wilhelmstraße! Und wenn es dem Landheer nicht gelungen ist, die Vorbedingung für die zweite Tirpitzsche Angriffsmöglichkeit auf England durch die Eroberung von Calais und Boulogne zu schaffen, so kann doch auch diese Klage weniger gegen die Revolution als gegen unsere ideenlose, lediglich dem Schliessenschen Anfangsschema nachlaufende

Kriegführung der Jahre 1914/15 gerichtet werden. Herr v. Tirpitz, der sich heute damit schmeichelt, ein „Schwarzseher“ gewesen zu sein, und der die Hoffnungslosigkeit des Landkrieges, wie er sagt, frühzeitig erkannt hat, begnügte sich damit, Annexionspläne für den Westen aufzustellen und an der Spitze der Vaterlandspartei zu der heillosen Verwirrung der öffentlichen Meinung das meiste beizutragen. Dabei enttäuschte ihn der Landkrieg, und die Seekriegführung tat das Gegenteil von dem, was Tirpitz für richtig hielt. Der Vorsitzende der Vaterlandspartei sah den Untergang... Dies alles paßt doch nicht zusammen!

Das Verhängnis des U-Bootkrieges.

Je weiter wir in diesem Buche aus der entlegeneren Vorzeit zu den brennenden Tagesfragen vorschreiten, desto peinlicher ist der Eindruck. Es ist doch bezeichnend, daß weder Ludendorff noch Tirpitz es fertig gebracht haben, ihre wahren Motive und Absichten mit der sachlichen Ruhe und Klarheit vorzutragen, die sie damals, als sie dachten und handelten, doch wohl gehabt haben müssen. Oder hatten sie sie nie? Lebte etwa Tirpitz während der Krisen des Krieges abseits von der Klarheit im Tumult des Parteistreites? Nahm ihm jener Alpdruck, der auf ihm lastete, die Besinnung? Es ist schwer, in den Kapiteln des Buches, die von den Fehlschlägen der Kriegführung handeln, Wahrheit und Deutung von einander zu scheiden. Am schwersten in dem, was Tirpitz vom Ubootkrieg berichtet. Mit 27 fertigen Booten ging Deutschland in den Weltkrieg; verschämt steht irgendwo die Zahl. Was Admiral Galster und anderen vor dem Kriege nicht gelungen war, gelang Weddigen. Die Admiralität wurde munter; Tirpitz beschwichtigte: die Uboote darf man „nicht überschätzen“. Er tat gut daran, den Chef des Admiralstabs, der schon am 7. November 1914 den Entwurf einer „Ubootsblockadeerklärung der ganzen Küsten Großbritanniens und Irlands“ zur Erörterung stellte, davon abzuhalten, denn mit 27 Booten wäre das der helle Wahnsinn gewesen. Tirpitz schlug statt dessen „eine Blockade zunächst der Themse“ vor, die bei viel geringerem politischen Risiko den Vorzug einer gewissen Effektivität (im Sinne des Blockaderechts) gehabt hätte. „Zunächst“. Die englischen Gegenmaßnahmen würden aber früh genug weitere Schritte notwendig gemacht haben. Gleichwohl verlangte Pohl am 15. Dezember die „Eröffnung des Ubootkrieges Ende Januar“ und zwar sollte der englische Kanal und die sämtlichen, das Vereinigte Königreich umgebenden Gewässer als Kriegsgebiet erklärt werden. Mit 27 Booten. Gleichzeitig schrie man: Gott strafe — England. Tirpitz sprach für Aufschub und der Kanzler stellte diesen in Aussicht, sagt Tirpitz, trotzdem erging die Kriegsgebietserklärung. Daß sie Bethmann gefordert habe, ist ganz unwahrscheinlich (Tirpitz

schreibt ihm ja die Devise zu: nur nicht reizen!), daß er sie hätte verhindern können, ist sicher und daß sie andererseits nur in loyaler Zusammenarbeit mit dem Staatssekretär des Reichsmarineamts hätte erlassen werden dürfen, versteht sich von selbst. Tirpitz darf sich aber wenigstens insofern nicht beklagen, als er bei der Entscheidung zugegen war. Er sagt darüber: „Der Kaiser stimmte zu. Ich stand zufällig dabei, konnte aber aus der ganzen Situation heraus nur noch die Aenderung erreichen, daß man in der Erklärung auf den englischen Flaggenmißbrauch Bezug nehmen möchte.“ Nein, es gibt keine Situation, aus der heraus der Staatssekretär des Reichsmarineamts, vollends der Großadmiral v. Tirpitz, bei einem Schritt von so gewaltiger Tragweite nicht mehr erreichen könnte, als Tirpitz in diesem Falle — und wäre es sein Ultimatum: entweder unterbleibt die Erklärung oder ich gehe. Tirpitz hat weiß Gott oft genug mit seinem Abschied gedroht, warum nicht in diesem wichtigsten Augenblick? Er ließ es geschehen. Damit hat er das Recht verloren, heute die Klage zu führen.

Aber nicht genug damit. Als die schweren Konflikte mit den Vereinigten Staaten begannen, als die Passagierschiffe in den Grund gingen und eine beispiellose Hetze die öffentliche Meinung Amerikas zu entflammen anfing, da machte sich Tirpitz zum Vorkämpfer derer, die diesen selben Ubootkrieg vom Jahre 1915 mit der größten Leidenschaft verteidigten, diesen Krieg, der nach Tirpitz nicht nur gegen seinen Willen begonnen worden war, sondern den er für unzweckmäßig und gefährlich hielt und erklärte. Tirpitz sprach nun mit schärfsten Worten für den Krieg der 27 Boote (die Zahl war inzwischen nur unerheblich gewachsen), über den er am 6. Februar desselben Jahres wörtlich schrieb:

„Das Schlimmste bei der Aktion mit den Ubooten ist, daß die Versumpfung vor allem dadurch herbeigeführt wird, daß wir nicht genug Boote haben.“

Versumpfung! Nicht genug Boote! Sicherlich, denn Hunderte, mehrere Hundert wären nötig gewesen; so viel, wie wir niemals hatten. Und warum verteidigte Tirpitz nun den Ubootkrieg? Weil er nun einmal erklärt war, denn nun „galt es festzubleiben.“ Wird eine Torheit klüger oder ungefährlicher, wenn man sie verewigt? Und wie wichtig war in diesem Augenblick sein Votum! Denn durch Wilsons ersten Protest (vom 12. Februar) waren der Kaiser und Bethmann stutzig geworden. Der Kaiser wollte, noch bevor der Tauchbootangriff begonnen hatte, den internen, noch nicht wirksamen Eröffnungsbefehl rückgängig machen. Vor der endgültigen Entscheidung stellte er an die Marineleitung die Frage, ob er darauf rechnen dürfe, „daß innerhalb von 6 Wochen England zum Einlenken gezwungen sein würde.“ (War das übrigens der genaue Wortlaut?) Die Antwort lautete bejahend! Capelles

wundervolles Wort: „Auf eine dumme Frage gehört eine dumme Antwort“ zeigt die verbrecherische Leichtfertigkeit der Berater des Kaisers ihrem obersten Kriegsherrn gegenüber. Das deutsche Volk aber hatte seinen Ubootkrieg, ganz so wie Tirpitz ihn bezeichnet: „wirkungslos für den Endsieg“ und überreich an „Stoff für Zwischenfälle und Verärgerung mit Amerika.“ Ist es mehr der verdammte Prestigeglaube oder das trübe Spiel der Tirpitz-Clique, die hier das Unheil angerichtet hat?

Unter dem Druck der Vereinigten Staaten, der als Tatsache zu gelten hatte, gleichviel wie man ihn moralisch und politisch wertete, wurde der Ubootkrieg allmählich wieder eingeschränkt, bis im Herbst 1915 nur ein Restchen übrig blieb. Und kaum war das geschehen, da begann die Ubootsagitation von neuem. Tirpitz schiebt für die Folgezeit der O. H. L. eine Hauptrolle zu. Falkenhayn, der bisher gegen den Ubootkrieg gewesen war, fiel um, am glücklichen Ausgang des Landkriegs verzweifelnd. Zum erstenmal begegnen wir also Ende 1915 der Tendenz, aus Verzweiflung das Abenteuer zur See zu wagen. Gleichzeitig errechnete Holtzendorff, daß nunmehr der durchschlagende Erfolg eines rücksichtslosen Tauchbootkrieges binnen 6 Monaten garantiert werden könne. Tirpitz warf im Winter 1915/16 sein ganzes Ansehen in die Wagschale, um die Eröffnung dieses Krieges für den Beginn des Jahres 1916 zu erzwingen. Die Bootszahl war auf die stolze Höhe von einigen vierzig Booten gestiegen, von denen nur ein kleiner Bruchteil gleichzeitig in den ungeheuren Sperrgebieten arbeiten konnte! Bethmann verhinderte das Wagnis in der Ueberzeugung, daß der Erfolg den ungeheuren Nachteil des Eingreifens der Vereinigten Staaten, Rumäniens und vielleicht noch anderer Staaten auch in günstigstem Fall nicht überwiegen werde. Tirpitz wäre bereit zu beschwören, daß im Jahre 1916 die Vereinigten Staaten den Krieg nicht erklärt hätten, sie wären noch nicht kriegsreif gewesen. Beweise gibt es nicht; aber wer wie Tirpitz von der Erkenntnis ausgeht, daß Amerika niemals einen entscheidenden deutschen Sieg zugelassen hätte, müßte einsehen, daß er sich hier einer ungeheuren Selbsttäuschung hingibt — oder Dinge behauptet, die er selbst nicht glaubt. Bezeichnend ist, daß Tirpitz das Ziel im Frühjahr 1916 wesentlich herabgesteckt hat, denn er meint: „es läßt sich heute gewisser als je sagen, daß er (der Ubootkrieg von 1916) die Engländer zu einer versöhnlicheren Stimmung gebracht hätte.“ Versöhnlichere Stimmung — man glaubt Herrn v. Bethmann zu hören, aber es sind heutige Worte des damaligen Vorsitzenden der Vaterlandspartei. Es mag sein, daß in den ersten Wochen oder Monaten der rücksichtslose Angriff im Jahre 1916 relativ wirksamer gewesen wäre als 1917, aber mit den paar Booten, deren Zahl erst ein volles Jahr später auf anderthalb Hundert stieg, war nicht im entferntesten daran zu denken, daß England im Jahre 1916 hätte „auf die Knie gezwungen“ werden können — so hieß

es damals, — bevor Deutschland zu Lande tödlich getroffen worden wäre. Denn das Jahr 1916, die Sommeschlacht, der Angriff Brussilows, später die rumänische Krisis brachten Deutschland auch ohne Ubootkrieg in eine Gefahr, aus der uns fast nur ein Wunder erretten konnte. Die geringste Mehrbelastung, vor allem auch ein früheres Eingreifen Rumäniens — das sagt selbst Ludendorff — hätte unseren Tod bedeuten können. Herr v. Tirpitz hätte in dem engen Kreise seines Ressorts die Früchte des Sieges berechnet — inzwischen wäre Deutschland zusammengebrochen.

Tirpitz spielt mit dem Gedanken, ob er wohl im Jahre 1917 noch für den rücksichtslosen Ubootkrieg eingetreten wäre, wenn man den Großadmiral nicht inzwischen entlassen hätte. Doch das ist wohl nur der klägliche Versuch einer Diversion. Natürlich hätte er ihn gewollt. Schweigen wir darüber.

Wir kommen zum Schluß. Die Frage, wer nun eigentlich den Krieg verloren hat, das deutsche Volk oder seine Führer, können wir uns ersparen, denn Tirpitz hat allzu beweiskräftig gegen die Führer, gegen alle, auch gegen sich selber plädiert. Wer aber von Tirpitz den großen deutschen Sieg erwartet, wer seinen stolzen Worten Glauben geschenkt hat, muß bitter enttäuscht sein, denn dieser volltönende Mann, der sich als Heros fühlte und feiern ließ, glaubte selbst nicht an das, was die Herzen derer bewegte, die ihm zujubelten. Tirpitz glaubte ja gar nicht an den großen deutschen Sieg. Worte, Phrasen, Lügen. Er macht über sein Urteil, das von Anfang an gegolten habe, das Geständnis: „Meinerseits war ich der Ansicht, daß ein voller Waffensieg von keiner Seite wahrscheinlich, darum die Entscheidung in den moralischen Willens- und Widerstandskräften zu suchen wäre." Es ist ein wüstes Ende: dieser Mann hat mit gewaltiger Gebärde dem deutschen Volke eine, so hieß es, formidable Waffe geschmiedet, er tat dies um den Preis der Feindschaft mit einer Macht, deren Freundschaft die Vorbedingung unseres Lebens war, er hat Deutschland und seine Regierung in zwei feindliche Lager gerissen und durch die Leidenschaft seines Willens in einem unendlich schweren Krieg der deutschen Führung die folgenschwersten Entschlüsse aufgenötigt, er ließ sich stets als Verkünder großartiger Ziele und eines herrlichen Sieges feiern — aber innerlich war alles hohl, war alles unecht, die Politik, die Strategie, die Phrase. Schauerlich der Gedanke, daß ein friedfertiges, leichtgläubiges Volk die Werkstätte seiner Arbeit auf so morsches Gerüst aufgebaut hat.

R. K.